Pantheon.

Eine Sammlung
vorzüglicher
Novellen und Erzählungen
der
Lieblingsdichter Europa's.

Herausgegeben
von mehreren Litteraturfreunden.

Neunzehnter Band.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Stuttgart,
bei Carl Hoffmann.
1830.

„Lieber Vater," sagte der junge Liebert, „willst du dich denn noch nicht schlafen legen? Dein Stündchen hat ja längst geschlagen! Und auch ihr," fuhr er zu seinen sechs jüngern Geschwistern fort, „ihr sitzt auch noch da und seyd traurig. —"

„Du hast recht, mein Sohn," antwortete der alte Pfarrer, „ich will mich schlafen legen. Aber morgen früh gebe ich dir das Geleite bis Ahlsdorf."

„Das thu' ich auch! ich auch! ich auch!" riefen die Geschwister.

„Das soll mir lieb seyn," erwiederte Victor. „Aber früh, recht früh machen wir uns auf! Da geh' ich denn morgen sechs Meilen, übermorgen fünf, und den Donnerstag wieder fünf: nun, mit Gott bin ich da bei'm Herrn Vetter!"

Lotte, die kleinste Schwester, kam traurig heran zur guten Nacht: „Noch ein Küßchen geben!" — Ihre Augen waren voll Thränen.

„Wer wird denn weinen, mein Lottchen?" sagte Victor, und küßte sie herzlich. „Was ist's denn nun? In acht bis zehn Wochen bin ich wie-

der da, und bringe dir auch 'was mit — gewiß was recht Hübsches!"

Die Mutter nahm die Kleinen, brachte sie zu Bette, und sprach nichts, denn ihr Herz war tief bekümmert. Es war das erstemal, daß Eins von den Ihren sich auf so lange und so weit losriß. Auch war ihre besorglich liebende Seele voll fremder Ahnungen über das Schicksal ihres Sohnes. Seinen lieben Tauben waren seit einigen Tagen alle Junge gestorben. Und als neulich der fromme Gatte, im Donner eines Gewitters, über die Gefahren predigte, mit welchen das menschliche Leben überall umringt sey, und unter anderm anführte, wie so Mancher einsam und verlassen in der Welt umherirre und seufze: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen," ohne mit Vertrauen hinzusetzen zu können: „von welchen mir Hilfe kömmt" — da hatte, eben als sie ihres Victor's gedachte, der Blitz einen ihrer schön aufschießenden Obstbäume zersplittert. Jetzt kam die gute Mutter zurück.

„Leget Euch schlafen, Ihr Lieben," sagte sie zu Mann und Sohn; „ich mache Victor's Reisebündelchen noch zurecht. Ich werde morgen früh nicht mitgehen, und kann, wenn Ihr weg seyd, noch ein Stündchen ausruhen."

Sie drückte Victorn an's Herz; und dann gingen Vater und Sohn zur Ruhe. Sie sah' ihnen wehmüthig nach.

Von allen Mitgliedern der Familie schliefen nur die jüngsten. Die erwachsenen Schwestern besorgten noch manches zu Victor's Abreise; die Brüder erzählten einander, fast neidisch, von dem Glücke, das der Victor hätte, da der vornehme Herr Vetter, der Gewürzkrämer in Leipzig, ihn wollte kennen lernen. Der alte Vater gedachte der Zeit, wo auch er zum erstenmale aus dem väterlichen Hause und in ein Leben voll Gefahr und Sorge gewandert war. Er wiederholte sich zwar oft, daß sein Sohn ja bald zurückkehren werde: aber es war, als ob dieser Gedanke nicht in ihm haften wollte.

Victor schlief nicht vor Freude und Erwartung aller der Dinge, die er nun erfahren würde. „Bin ich doch in meinem Leben kaum aus dem magern, versteckten Dörfchen gekommen," sagte er zu sich selbst. „Und wenn der Vater in langen Winterabenden von seinen Universitätsjahren und den großen, schönen Orten erzählte, die er gesehen hat: klopfte mir da nicht immer das Herz hoch auf? hatte ich da einen andern Wunsch, als, fort, in die Welt? Und das alles ist nun da!" Daß er unter ganz fremde Menschen komme, mit denen er nicht zu verkehren wisse, und andere Bedenklichkeiten, kamen ihm gar nicht zu Sinn.

Kaum dämmerte der Morgen, so war alles in der weiten, düstern Wohnstube, die jetzt so eng schien, versammelt. Victor allein war munter und gefaßt. Er ließ sich von der Mutter die Taschen

vollpacken; und die ältesten Schwestern brachten ihm noch ein schönes Stück Weißzeug, das sie in den letzten Nächten für ihn genäht und möglichst ausgeziert hatten.

„Nun, mein Sohn," fing dann der ehrwürdige Pastor an, „hier hast du noch zwei Briefe. Der eine ist an den Herrn Werner. Das ist ein gar angesehener Mann in Leipzig, denk' ich; zur Zeit Organist und Musikdirector an der neuen Kirche. Er war dort mit mir zugleich auf der Thomasschule, und wir hatten zusammen Privatunterricht bei dem großen Sebastian Bach. Ich bin gewiß, er wird sich meiner wohl noch erinnern; und wenn er dich Klavier spielen hört, wird er sicherlich mit dir zufrieden seyn. Du wirst dich schon zusammennehmen! — Der andere ist an den Herrn Magister Lebrecht; so viel ich weiß, einen angesehenen Philologen daselbst. Er war mein bester Universitätsfreund, und hat damals eine Zeit lang mit mir auf einer Stube des Paulinums gewohnt. Uebergib beide Briefe selbst. Man kann nicht wissen, wodurch dir die Herren nützen können."

„Gut, lieber Vater!" sagte Victor kurzweg, und steckte die Briefe ein.

„Und hier," fuhr der Vater fort, „hier hast du noch ein Beutelchen mit drei Laubthalern. Mehr dir mitzugeben, ist mir unmöglich. Gott weiß es, wie gern ich dir fünfzigmal so viel einpackte. Aber du kennst meine Umstände. Halte gut Haus; und solltest du ja mehr brauchen, so

schreibe: wir werden uns alle lieber Etwas abbrechen, als dich verlassen."

„Drei Laubthaler?" rief Victor, „Vater, wo denkst du hin? Was soll ich mit all' dem Gelde machen?"

Er wollte mit dem Vater wenigstens theilen, aber dieser ließ es nicht zu. Dann brachte die Mutter in einem kleinen, ledernen Beutelchen sein ehemaliges Pathengeschenk: verschiedene alte Thaler und gehenkelte Schaustücke.

„Wenn es dir möglich ist, mein Sohn," sagte sie; „so thue, als hättest du sie nicht, und gib sie nicht aus, als im höchsten Nothfall."

Vater und Mutter mußten sie ihm aufdringen. Dann griff der alte Pastor nach seinem Knotenstock, ging nach der Thür und sagte:

„Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen —"

Alle folgten ihm zur Thür, bis auf die Mutter, die sehr traurig stehen blieb. Als der Sohn sie umarmte, konnte sie nichts sagen, als: „Gott segne dich, mein Sohn! Mein guter, theurer Sohn! Gedenke meiner in Liebe, wenn du mich auch dort erst wiederfinden solltest!"

Victor sah die Mutter mit großen Augen an; die Kleinen weinten, die Erwachsenen sahen stumm auf die liebe Mutter. Dann sprach der Vater mit Fassung: „Mutter, wie Gott der Herr will.

Aber mache uns das Herz nicht schwer. Bedenke, daß er nur wenige Wochen ausbleiben wird.

Die Mutter schüttelte sanft das Haupt, umarmte den Sohn noch einmal schweigend, und alle wanderten still zum Pfarrhofe hinaus. Die Mutter schlich ihnen unbemerkt nach bis zum letzten Hüttchen des Dorfs; und als sie den Fußpfad rechts einschlugen, und Victor sich noch einmal umsah: da winkte sie ihm noch ihren Segen nach, und wankte nicht eher zurück, bis ihr die Wandernden ganz aus dem Gesicht waren.

Diese zogen erst stumm daher durch die Fluren, die vom nächtlichen Thaue benetzt, vom feuchten Morgennebel verschleiert lagen. Jetzt stieg die Sonne herauf in Pracht und Majestät, goß fließendes Gold auf ihren Pfad, flimmerte auf den Tröpfchen jedes Grashalms, verscheuchte die einhüllenden Nebel, und ließ die herrliche, mit Wald, Hügeln, Wiesen und Fruchtfeldern wechselnde Landschaft nach und nach hervortreten. Die Wiesen waren mit zarten, graulichen Fäden übersponnen, an welche die Nacht Millionen schillernde Perlen gereiht hatte. Von den Bergen dampfte es empor, wie von Altären ein Morgenopfer. An ihnen hin zog sich der Forellenbach, gleich einer Kante von Silberlahn, und blinkte flitternd im Strahl der Morgensonne. Davon wurde auch der Nebelflor, der sich um die Herzen der Wanderer geschlungen hatte, abgelös't. Um und neben ihnen stiegen nun Lerchen auf, schwebten über ihnen als freudig schwir-

rende Punkte, und die Kleinen fingen schon an munter zu wetteifern, wer die Flatternden noch am deutlichsten sähe. Aber der sonst so vordringende Victor schritt noch stumm über das Abschiedswort der Mutter einher, bis der Vater allerlei angenehme Gespräche aufbrachte, und darüber der Zweck des Ganges beinahe vergessen war.

Unvermuthet rief jetzt der Vater: „Bis hierher!“ Sie waren am Dörfchen des Scheidens. Des Vaters Wort erweckte die vorige Wehmuth auf einmal in allen wieder.

„Bleibt ein wenig hier,“ fuhr er zu den Kindern fort; „ich will mit Victorn noch ein Wort allein sprechen. Komm, mein Sohn! dort auf jenem Hügel wollen wir uns niedersetzen!“

Victor folgte, ohne zu sprechen. Sie kamen hin und setzten sich, der Sonne entgegen, auf einen Gränzstein. Der Vater begann:

„Mein Sohn! Es ist wahr, du denkst in einigen Monaten zurückzukehren, und die Ahnung deiner Mutter war nur besorgliche Liebe: aber — man kann doch nicht wissen! Soll ich's aufrichtig sagen, so ist mir's gleichfalls, als würden wir uns lange nicht wiedersehen. Der Herr führe dich nach seinem Rath! Glaubst du dort dein Glück zu machen — nun, mit Gott! — Du weißt, was recht ist, und was der Herr dein Gott von dir fordert: ich will dir das nicht wiederholen. Heitere Treue und ein gutes Gewissen — das be-

wahre, und wenn du Alles darüber verlieren solltest. Klugheitsregeln dir jetzt zu geben, wäre vergebliche Mühe. Du kennst die Menschen noch nicht, du würdest sie verkehrt anwenden, würdest ängstlich und zaghaft werden, und dann nur desto mehr irre gehen. Das Einzige sage ich dir: benütze deine eigenen Erfahrungen sorgfältig! Du wirst überall gute Menschen finden; an die halte dich mit Vertrauen zu dir selbst und zu ihnen. Du wirst auch überall Menschen finden, die deinem natürlich reinen Sinne gar bald zuwider sind, obschon du nicht immer bestimmt einsiehst, warum? Mit diesen mache dir so wenig, als möglich, zu schaffen. Aber, mein Sohn, du wirst ihrer auch treffen, die dir im Ganzen gar nicht mißfallen, die im Gegentheil durch mancherlei Gefälliges und Einnehmendes dich mit Macht an sich ziehen; bei deren Umgang du aber zuweilen eine gewisse, geheime Beklommenheit und Aengstlichkeit fühlst; bei deren Reden und Betragen dich zuweilen plötzlich eine gewisse Schaam, eine das Herz pressende Unruhe, eine Empfindung, als ob du fort müßtest und doch nicht fort könntest, überfällt: Sohn! Sohn! vor diesen fliehe! Um Gottes und deiner Ruhe willen: vor diesen fliehe! Die gröbern Laster werden dich zurückstoßen; nur schon Verführten sind sie gefährlich. Aber die feinern Unsittlichkeiten, die nicht so offenbar zurückstoßen; die manche Annehmlichkeiten des Lebens, und die Lust in der Gesellschaft für den Augen-

blick vermehren; diese, und die leichtsinnigen, schlüpfrigen Grundsätze, aus denen sie fließen: ach, mein Sohn, diese, eben diese können dir bei deiner Unerfahrenheit und Lebhaftigkeit verderblich werden! Gott, wenn ich mir das denke, so möcht' ich zittern für dich, mein Victor! — Du hörst mir doch aufmerksam zu, mein Sohn?"

„Lieber Vater: wenn ich hier nicht zuhören wollte!" rief Victor, und holte aus der Tiefe seiner Brust Athem.

„Versprichst du mir, das zu fliehen, wovor ich dich jetzt warnte, und so die ersten Regungen des beunruhigten Gewissens nicht zu unterdrücken? ihnen gleich auf der Stelle zu folgen?"

„Von ganzem Herzen verspreche ich's, mein guter, lieber Vater!"

„Wohl, mein Sohn! So gehe denn deinem Schicksal getrost entgegen. Du magst in Verhältnisse kommen, welche es seyen: thue darin so viel Gutes, als du, bei deiner Beschränktheit, kannst; und fällt dir der Gedanke auf's Herz, daß es so wenig ist, so beruhige dich damit — es war doch alles, was in deinen Kräften stand. — Erwarte aber suche ja nicht für jedes Gute Belohnung, oder auch nur Lob und Dank; das sind kleinliche und erbärmliche Menschen, die sich nicht eher regen wollen, als bis sie berechnet haben: was wird mir dafür? Die Ueberzeugung, du habest deine Pflicht gethan, und Lohn und Dank verdient, der Beifall deines Gewissens und deines Gottes muß

dir genug seyn. — Findest du einen redlichen Freund, mit dem du umgehen kannst, wie mit dir selbst: so preise dich glücklich, halte ihn hoch, und je älter eure Freundschaft wird, desto höher. Vermeide sorgfältig, wodurch du ihn kränken könntest: nicht ein jugendlicher Zwist, selbst nicht eine übereilte Beleidigung, aber Kränkung würde sein Herz gegen dich erkälten; und ist das Herz erkältet, so ist auch Lust und Freude am Zusammenleben dahin; und dann mag das Andere nur nachfolgen. Von bloßen Bekannten, die dir wohlwollen, erwarte und fordere ja nicht viel: desto mehr aber von dir. Beurtheile Andere nie streng — wenigstens nie so streng, als dich selbst: denn du kannst darauf rechnen, daß dir, bei der Beurtheilung deiner selbst, die Eigenliebe alle möglichen Entschuldigungsgründe vorhält, daß dir aber bei der Beurtheilung Anderer noch gar manches Entschuldigende verborgen bleibt. — Es werden dir liebevolle und theilnehmende, es werden dir kalte und gleichgültige Menschen begegnen: freue dich der ersten, ohne ihren Antheil für dich besonders in Beschlag nehmen zu wollen; beruhige dich bei den zweiten, und, erschienen sie dir auch feindselig, durch die Wahrheit, daß das meiste Uebel, das meiste Unrecht, nicht mit Ueberlegung und Vorsatz, sondern aus Unbedachtsamkeit, Schwäche und Verwöhnung gethan wird. — Doch, ich komme in's Predigen. Ich gebe dir den Wahlspruch mit, den mir mein seliger Vater gab, als ich auch

so allein, wie du, in die Welt zog: Fürchte Gott, thue Recht, dann scheue Niemand. Willst du ihn auch zu dem deinigen machen, und ihn immer vor Augen haben?"

„Ja, mein Vater! Ja! ja!" rief Victor laut, aus voller Seele.

„Nun so werden wir uns — wenigstens vor Gott, wieder sehen! Mein geliebter Sohn," fuhr der ehrwürdige Mann mit erhobener Stimme fort, indem er sein graues Haupt entblößte, „versprichst du mir vor Gott, hier unter seinem freien Himmel, vorsätzlich nichts zu thun, wodurch du mich um die Freude bringen könntest, euch alle, die mir der Herr gegeben hat, einst ihm wieder zuzuführen?"

„Ja, ich verspreche es, so wahr Gott und meine Seele lebt!"

„Gott, du hast es gehört!" fiel der Vater mit größter Feierlichkeit ein, indem er seine Arme gen Himmel breitete. Vater und Sohn schwiegen einige Minuten. Der Jüngling fiel auf die Kniee zu den Füßen des Vaters. Dieser legte mit thränenden Augen seine zitternde Hand auf die entblößte Stirn des Sohnes, und sprach:

„Nun so segne dich der Herr und behüte dich! Er lasse sein Antlitz über dir leuchten und sey dir gnädig! Der Herr erhebe sein Antlitz auf dich, und gebe dir den Frieden. Amen!"

Hier schloß er den Jüngling in seine Arme,

trocknete ihm sanft die Augen, und führte ihn nun ruhig und heiter den wartenden Geschwistern zu.

„Lieben Kinder," sagte er; „einen kurzen Abschied! Vielleicht sehen wir unsern Victor bald wieder!"

„Leb' wohl, guter, lieber Bruder! Vergiß uns nicht!" so riefen die Brüder. Die Schwestern versuchten vergebens zu sprechen; ihre Stimmen zerflossen in Seufzern. Victor riß sich aus ihren Umarmungen los, und eilte fort, ohne sich eine Zeit lang umzusehen. Als er aber an einen Hügel kam, stieg er hinauf, sah, daß sie noch alle dort am Gränzsteine standen, zog sein Schnupftuch heraus, ließ es noch einmal zum Lebewohl gegen sie wehen; sie erwiederten das; Victor trocknete seine Augen, und stürzte fort.

Anfänglich war es eine Art dumpfen Schmerzes, was Victorn emsig forttrieb, und keine deutliche Vorstellung in ihm aufkommen ließ. Aber dann siegte seine Unerfahrenheit und natürliche Munterkeit. „Ich komme bald wieder," sagte er; „und wenn ich auch nicht so bald wiederkäme: was thät's denn? In des lieben Gottes Welt ist's überall hübsch. Hat es mir doch schon lange Leid gethan, daß ich großer Mensch mich von dem armen Vater mußte ernähren lassen! Frisch auf denn, in Gottes Namen!"

Er schritt so wacker zu, daß er diesen Tag den Weg, den er sich zurückzulegen vorgenommen, bei

guter Zeit endigte. Den folgenden Tag wurde ihm das Wandern schwerer: aber er erreichte dennoch den erwünschten Ort zum Nachtlager. Den dritten Tag würde ihm sein gleichfalls starkes Tagewerk zu vollenden unmöglich gewesen seyn, wenn ihn nicht die Hoffnung, bald an das Ziel seiner Reise zu gelangen, gestärkt, und immer von neuem angetrieben hätte. Es ging dem guten Victor mit seiner Wanderschaft, wie uns allen, mit der unsrigen durch's Leben. —

Victor wanderte mit freudigklopfendem Herzen zu Leipzig's Thore ein, ließ sich durch sein Erstaunen über die stattlichen Gebäude nicht aufhalten, und fragte hundert Menschen nach seinem Herrn Vetter, dem Gewürzkrämer Winter, den zu seiner Verwunderung Niemand kannte. Endlich ward er doch zurecht gewiesen.

Der Herr Vetter war ein ziemlich bejahrter, aber munterer, behaglicher Mann, der nie verheirathet gewesen, und heimlich gesonnen war, eines der Kinder seines Verwandten zu sich zu nehmen, und ihm einmal sein kleines Vermögen zu hinterlassen. Er war von Victors heutiger Ankunft benachrichtigt, und kam ihm, im gründamastenen Schlafrock und rother Sammtmütze, freundlich entgegen.

„Sie sind also der Herr Vetter Winter, der Gewürzkrämer?" rief Victor getrost.

„Freilich bin ich das," war die Antwort. „Würde ich dich sonst so bei'm Kopfe nehmen?"

„Nun das ist mir lieb,“ erwiederte Victor, und drückte ihm traulich die Hand. „Sie sind gewiß ein guter Mann; und so ist mir's lieb, daß ich mir die Füße wund gelaufen habe, um Sie noch diesen Abend zu sehen.“

Dem Vetter gefiel die Zutraulichkeit Victors. Er schaffte ihm die nöthige Hilfe, ließ sich vorläufig nur einen summarischen Bericht über die Verhältnisse im Pfarrhause abstatten, und bekam diesen Bericht auf die naivste, anmuthigste Art. Victor war mit dem leipziger Vetter nicht weniger zufrieden: dieß machte seinen Schlaf um so sanfter.

Herr Winter kam erst den Mittag aus dem Gewölbe. Beide besahen einander nun bei Tage, und keiner fand Ursache, das gestern über den Andern gefällte Urtheil zurückzunehmen. Victor erzählte nun von seinen Aeltern und Geschwistern ausführlicher; und mitten unter den drolligsten Geschichten drangen ihm zuweilen die hellen Thränen in die Augen. Er erwähnte dabei seiner Empfehlungsschreiben, und mußte sie dem Vetter zeigen. Indeß dieser die Addressen las, sagte Victor: „Das sollen ein Paar große Herren hier seyn —“

„Nun, so gar groß eben nicht,“ erwiederte der Vetter; „aber gerade, wie wir sie brauchen. Da — den Brief an den Musikdirector Werner kannst du heute Abend am Besten übergeben, wenn du mit mir in den Klubb gehst, den wir alten

Junggesellen halten. Er gehört auch darunter. Mit dem andern Briefe ist's Zeit bis morgen."

Gegen Abend gingen sie in die Gesellschaft. Vetter Winter, der seinen alten Freund als einen Mann seines eigenen Schlages kannte, auch wußte, wie lieb er Victors Vater hatte — wollte den kunstreichen Musiker überraschen; ging also kühl zu ihm, und sagte trocken genug: „Der junge Mensch hat etwas an Euch abzugeben!" Werner nahm den Brief, ohne zu sprechen, erbrach, sah nach der Unterschrift, stutzte vergnügt; las, sah bei jedem Komma einmal über den Brief hinweg, Victorn in's Angesicht, las weiter, lachte laut, kam mit dem Briefe zu Ende, faltete ihn säuberlich zusammen, und sagte dabei zu Victorn:

„Hör', Patron! Wenn du nur zum Viertheil so brav bist, als dein Vater in deinen Jahren war; so . . ."

„Nunu," fiel Victor ein; „ich denke, ich werd's wohl mehr seyn, als zum Viertheil!"

Die beiden Alten sahen einander an, und Werner rief lustig: „Da habt ihr ja den Alten, wie er ehemals leibte und lebte! Rund heraus und patzig! Na, willkommen denn, Schatz! Sollst ein Mann werden, will's Gott! Dein Vater schreibt, du spielst auch tüchtig Clavier. Dort drüben steht ein Flügel: du kannst uns gleich was hören lassen." Leiser setzte er hinzu: „Nimm dich zusammen! Es sind Herren hier, die's verstehen, und die du brauchen kannst!"

Victor ging unbefangen zum Flügel, versuchte in einigen raschen Accorden, ob er rein sey; setzte sich dann, und fragte, was er spielen sollte.

„Spiel' was du willst, nur was Rechts!" sagte Werner. Unterdessen hatten sich mehrere von der Gesellschaft um sie versammelt. Victor setzte sich, und spielte eines der trefflichsten Rondo's von Philipp Emanuel Bach — noch immer musterhafte Probestücke für wahre Clavierspieler; und spielte zur größten Zufriedenheit aller Zuhörer. Er selbst aber wußte kaum, ob es mit dem Beifall ernstlich oder scherzhaft gemeint war. Sein Spiel war nicht mißglückt — das wußte er recht gut: aber er war das große Instrument nicht gewohnt, und die Dämpfung daran war nicht die beste. Er sagte das unverhohlen, und meinte, da das Ding so garstig nachsinge, so wäre wohl das beste, etwas Langsameres in gebundenen Styl vorzutragen.

„Wollen Sie mir ein Thema geben?" sagte er zu Wernern, der mit Triumph unter die Umstehenden blickte. Er gab ihm ein ernsthaftes, zu contrapunctischer Bearbeitung geschicktes Thema. Victor fing an, langsam und frei zu phantasiren, spielte oft auf das Thema an, um es sich und den Zuhörern tiefer einzuprägen, und auf weitere Ausführung desselben vorzubereiten; faßte es nun fester und immer fester, behielt es jetzt einzig, führte es einfach durch seine vier Stimmen durch, nahm nun einen leichtern Gedanken aus seiner

vorhergegangenen Phantasie herüber, behandelte ihn als Gegensatz zum Thema, und führte dann beide, nicht nur nach altem Schick der Kunstlehre, sondern auch mit so viel Anmuth und anständiger Heiterkeit zu Ende, daß der alte Kenner sich auf die Fußspitzen hob, daß ihm Thränen der Freude in die Augen traten, daß er sich kaum getraute, Athem zu holen, und nur erst beim Orgelpunkte vor dem Schluß tief aus der Brust Luft schöpfte. Und als nun der kräftige Schluß da war, bot er dem Jüngling beide Hände, zog ihn damit vom Stuhle auf, an seine Brust, und rief mit höchster Freude:

„So wahr ich Gottlieb Werner bin, aus dir wird mir ein Mann, der den Allerweltsklimpe- rern den Daumen auf's Auge setzt! Ich hab's ge- sagt! heiße Gottlieb Werner! Söhnchen — liebes — dein Vater schreibt, ich soll dir dienen, wo ich kann: verlaß dich drauf — und sollt' ich zu den reichen Kaufherren, zu Rath und Facultäten, von Haus zu Haus gehen: so sollst du, ehe acht Tage vergehen, Informationsstunden haben in den be- sten Familien."

„Informationsstunden?" fiel Victor ein; „was würden die mir helfen? Ich bleibe ja nur einige Wochen hier!"

„Was? Einige Wochen? Einige Affenschwänze, sag' ich dir! Ist der junge Herr nicht klug? Was will Er in einem Neste, wo er nichts hört, als seines Vaters altes Clavier, das Nachtwächter-

horn und die Dorforgel? Nein, mein Schatz, du wirst so gut seyn und hier bleiben! Hier bekömmst du was Rechtschaffenes zu hören; da kannst du dich vollends ausbilden, und etwas mehr Galanterie in dein Spiel bringen lernen — wie es die Zeit, und mit Recht, will. Hier werden auch geschickte Leute gesucht. Mach' mir keinen Salm: Du läßt dir's bei uns gefallen, und damit Punctum."

„Ihr habt wohl gesprochen, alter Freund," fiel der Vetter Winter ein. „Er war kaum zwei Stunden bei mir, so hatt' ich beschlossen, ihn hier zu behalten, wenn er bleiben will."

„O was das Wollen betrifft!" sagte Victor.

„Schlag ein: Kurz und gut entschlossen," riefen beide Alte.

„Vor den Informationsstunden laß dir nur nicht bange seyn," fuhr der Vetter behaglich fort. „Mit Verlaub, alter Freund: er hat sie vielleicht nicht nöthig!"

Man sprach noch über dergleichen Gegenstände, und die ganze Gesellschaft war sehr für den freimüthigen Jüngling eingenommen, und entschlossen, für ihn zu thun, was sie könne.

Die beiden Alten überlegten zu Hause mit Victorn ernsthafter, was sie eigentlich mit ihm anfangen wollten.

„Hast du denn noch Etwas gelernt, außer Clavier spielen?" fragte der Vetter.

„Es will nicht viel heißen," sagte Victor; „und

Manches, was ich gar wohl verstehe, und auch recht gern möchte, wird mir hier nichts helfen!"

„Zum Beispiel?"

„Es klingt aber gar zu einfältig, daß ich's selbst sagen soll!"

„Woher sollen wir's denn sonst erfahren?"

„Nun, ich schieße meinen Haasen zur Wette, auf sechzig Schritt! und wenn Eins in der Gegend was aus seinem Garten machen wollte, so wurde ich auch immer dazu geholt."

„Das ist denn ganz gut," erwiederte Winter mit Lachen; „aber du kannst doch kein Jäger oder Gärtner werden!"

„Warum denn nicht? das möcht' ich wissen!" fiel Victor lebhaft ein. Als aber die Herren fortfuhren, ihn auszulachen, nahm er seine Vernunft gefangen, und meinte: „Nun wenn sie was Bessers wissen: auch gut!"

Der Vetter fuhr fort: „Dein Vater hat dich doch gut rechnen und schreiben gelehrt?"

Victor sah ihn beleidigt an, ohne zu antworten.

„Nimm's nur nicht übel," sagte Werner; „warum zählst du Einem deine Verdienste so einzeln zu, wie Staccato-Viertel im Largo? Hör', Männchen, kannst wohl auch Etwas Latein?"

„Sprechen meinen Sie? da will's nicht recht fort. Der Vater hat's nicht oft mit mir gesprochen. Verstehen und Schreiben: das muß freilich so ein großer Mensch können!"

Die Freude der guten Alten wurde immer größer. Sie wurden einig, ihn morgen zum Magister Lebrecht zu bringen, an den das zweite Empfehlungsschreiben des Vaters gerichtet war. Dieser sollte ihn prüfen. Fände er, daß Victor noch einige Zeit des Schulunterrichts bedürfe, so möchte der junge Mensch diesen benutzen; wo nicht, so sollte er sich sogleich unter die Studirenden aufnehmen lassen, vorerst allgemeine Collegia hören, dann sich zu einem besondern Fach der Wissenschaften entschließen, und dabei seine Musik fleißig betreiben. Victorn schwindelte vor der Höhe dieser Aussichten. Bis dahin waren seine kühnsten Hoffnungen nicht aufgeflogen. Er schrieb noch denselben Abend Abschiedsbriefe an Aeltern und Geschwister, und schrieb sie im frohlockenden, triumphirenden Tone.

Den folgenden Morgen führte ihn Vetter Winter zum Magister. Sie fanden den Mann in einem schwarzen Rocke stecken, bei dem es auf der Willkühr des Inhabers beruhte, ob er von oben bis unten zugeknöpft werden sollte. Was dem Feierkleide an Länge gebrach, ersetzte die gewaltige Breite. Von dem Ellenbogen an streckte sich ein mit schwarzen Glasknöpfen und Knopflöchern besäeter, am untern Ende aufgeschlitzter Aufschläg; und aus diesem hingen heraus die blendend weißen, händebreiten Manschetten, welche die Hand bis auf die Knöchel leicht umflatterten. Alles Uebrige, was der Mann um und an sich hatte,

war gleichfalls schwarz, bis auf die schneeweißgepuderte Perücke. Unter dieser sah er so finster heraus, daß Victor, bei all seiner Dreistigkeit, beinahe in der Thür umgekehrt wäre.

Vetter Winter kam seiner Verlegenheit zu Hilfe, und brachte das Wort an; und der finstre Mann heiterte sein gelbhageres Angesicht auf, als er hörte, woher der junge Mensch käme und wer er wäre. Er brach in eine so herzliche Lobrede auf Victor's Vater aus, daß dieser endlich Muth bekam, und gleichfalls einstimmte. Als Herr Lebrecht den Brief gelesen, wurde er noch heiterer und fragte:

„Nun, was denkt man denn eigentlich hier anzufangen?“

Der Vetter trug das Conclusum der gestrigen Abendsitzung vor.

„Bene!“ antwortete jener. „Nur ja die Musik nicht als Hauptsache betrieben, wenn man nicht ganz — ganz außerordentliche Talente dazu hat! Und auch dann — Seh' man, junger Mensch: die Herren und Damen hören so etwas wohl gern, aber damit ist's abgethan. Item: man wird mit der Zeit alt, und ein alter Künstler ist wie eine alte Sammetweste — an sich wohl noch köstlich, aber verschabt, oder doch nicht mehr Mode — wird bei Seite gelegt —“

Nach noch so manchem Item schritt er zur Prüfung. Er reichte Victorn Cicero's Buch von den Pflichten —

„Wollen Sie nicht so gut seyn und ein anderes herlangen?“ sagte Victor; „das hab' ich mit dem Vater durchgelesen, und da wär's keine Kunst, Red' und Antwort zu geben!“

Der schwarze Mann sah ihn still an, und reichte ihm dann eine Ausgabe des Horatius ohne Noten. „Ist man auch damit schon bekannt?“ fragte er.

„Nur mit einigen Oden. Der Vater hat mir das ganze Buch niemals in die Hände gegeben. Er meinte, er hätte seine Ursachen —“

„Nun so schlag' man auf — gleichviel was!“

Es traf im zweiten Buch die zehnte Ode. „Die ist mir noch nicht bekannt,“ sagte der ehrliche Victor, übersetzte möglichst wörtlich, aber körnig; und ging dann, auf Lebrechts Fragen, die einzelnen Sätze dem Sinne nach durch, ließ sich auf Alterthum, Mythologie und Geschichte dabei ein, und zeigte bei all' diesem, daß er nicht nur an sorgsames Behalten, sondern auch an ein freies Denken gewöhnt sey, daß er nicht nur Fleiß besitze, sondern auch Kopf.

Der Schwarze horchte äußerst zufrieden. „Wie alt ist man?“ fragte er.

„Siebzehn Jahr gewesen.“

„Keinen Unterricht gehabt, als beim Herrn Vater?“

„Nein! O, wenn ich nur alles wüßte, was der mir gesagt hat!“

„Auch Etwas Griechisch getrieben?“

„Etwas wohl! Der Vater meinte, man müßte eigentlich beide Sprachen verbinden: man lernte besser Lateinisch, wenn man Griechisch verstünde, weil die Römer ihre Sprache nach der griechischen ausgebildet und verfeinert hätten, meinte der Vater."

„Da hör' ich meinen alten Liebert, den Schüler von Johann August Ernesti!" rief der alte Herr.

Die Prüfung wurde auch hier fortgesetzt; auch hier zu des Mannes großer Zufriedenheit.

Der Vetter Gewürzkrämer, der bis jetzt den Dingen, welche über seinen Horizont ragten, mit stummem Erstaunen zugehört hatte, legte jetzt seinen Plan ausführlicher vor. Er wurde gebilligt; aber rund abgeschlagen, daß Victor noch ein Jahr die Schule besuchen sollte. „Lassen Sie," also wendete er sich nun zum Jüngling, „lassen Sie sich mit gutem Gewissen inscribiren. Wir wollen dann den ganzen Cursum Ihrer Collegiorum verabreden, und Sie werden ein Mann werden, der sich selbst, seiner Familie und seinen Freunden, (hier winkte er Victorn bedeutsam zu,) Ehre machen kann. Besuchen Sie mich, so oft Sie wollen. Kann ich eingeschränkter Mann Ihnen mit irgend Etwas dienen, so geschieht es mit herzlicher Freude."

So erfuhr denn Victor, was wir alle erfahren: jetzt, daß sich leicht alles vereinige, einem Jüngling, der erst Etwas werden kann, aufzuhelfen;

später, daß sich eben so leicht alles vereinige, einen Mann, der Etwas geworden, aufzuhalten. Und wie wenig das Erste, ist es nun da, von der Jugend nach Würden geschätzt und verwendet, wie selten dem Zweiten, tritt es nun ein, gehörig begegnet und ausgebogen werden möge: sehen wir nicht auf den Augenblick, sondern auf unsers Daseyns gesammten Zweck, so müssen wir endlich doch bekennen: Es sollte so seyn, und gut ist, daß es so war.

Mit Stolz auf seinen Zögling rief der Vetter Winter, als sie nach Hause kamen: „Hör', du bist ein Kerlchen, wie ein Daus; du sollst mir auch ein Student werden, der sich sehen lassen kann!" Er staffirte ihn so reichlich aus, daß Victor — o mit welchem Entzücken, durch die Straßen der Stadt wanderte! Sein Zustand überstieg überhaupt nicht nur seine ehemaligen Hoffnungen, sondern selbst seine Wünsche. Er lebte einige Monate so glücklich, als, wie er nachher oft gestand, in der Folge keine jemals wieder. Zu seinem Erstaunen fand er in dem Umgang mit Bekannten, die er nach und nach bekam, daß er in seinem Fache sie fast alle übersah, und griff nun die Wissenschaften, in denen es ihm noch fehlte, mit desto größerem Eifer an. Er lernte aus Erfahrung, wie richtig das Urtheil seines Vaters über den Gang des Studirens gewesen war: denn was er jetzt arbeitete, wurde ihm angenehm

und leicht. Das Derbe seiner Sitten schliff sich ab, weniger durch Lehren, als durch eigene Verstöße, und durch geheimen Aerger darüber. Seiner Geradheit und Bestimmtheit, seiner Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit that diese Verfeinerung keinen wesentlichen Eintrag. So erwarb er sich nicht nur Wohlgefallen, sondern auch Achtung. Durch Kunstfertigkeit empfahl er sich mehr den Frauen, durch Fleiß und Geist der Ordnung mehr den Männern: durch frischen, reinen Sinn, und heitern, guten Muth beiden.

Dabei neckte ihn aber sein alter Hang zum Reisen nicht selten; der Menschen verschiedenartiger Sinn, verschiedenartiges Thun kennen zu lernen — diese Neigung ward immer stärker in ihm, und er nährte sie geflissentlich. Dem väterlichen Freunde konnte dieß nicht entgehen. Es gefiel ihm nicht: doch machte er anfangs nicht viel draus. Der schnell erwachte, frische Geist, sagte er, weiß noch nicht, wohin, mit dem Ueberschuß seiner Kraft. Alles ist ihm neu, und so reizt ihn alles: wen alles reizt, den hält nichts fest: wen nichts fest hält, der will alles haben. Das gibt sich wohl, hat er nur erst gefunden, woran das Herz sich hängen mag. Späterhin sah der verständige Mann, was alle verständigen Männer späterhin sehen: seine Sätze ließen besser im Allgemeinen sich hören, als hier im Besondern sich anwenden. Als Victor ungefähr vier Jahre in Leipzig war, mußte der werthe Alte sich selbst zugestehen, er

vermöge seinem Liebling nicht mehr Einhalt zu thun. Er entschloß sich also, eine von Victor's Schwestern zu sich zu nehmen, und den unaufhaltbaren, jungen Mann in die weite Welt ziehen zu lassen. Ehe er aber diesen Entschluß ausführte, sprach er noch einmal mit ihm über diese Angelegenheit sehr ernsthaft.

„Vetter," sagte er unter Anderm; „ich will — ich kann auch dich nicht abhalten: aber ich fürchte, du wirst es bereuen. Du bist der Mann nicht, der sich in vielerlei vorkommende Verhältnisse schmiegen, in vielerlei Formen sich einpassen kann: und wer mit vielen Menschen verkehren will, der muß das können. Erfahrungen willst du sammeln: aber theuer genug sie einkaufen. Hüte dich, daß es nicht jene unselige Neugier und Unruhe ist, was dich in die Welt treibt; jene Unruhe, mein' ich, die, vom Rhein herübergekommen, unsere deutsche Jugend zu ergreifen anfängt, daß sie mit nichts zufrieden seyn will, was da ist, alles anders haben will, wie's ihr dünkt, daß es seyn solle; der alles zu eng scheint, weil's im Kopfe zu weit ist; die alles umkehren und bessern möchte, nur sich selbst nicht. Ich bin kein Gelehrter, und kann dir das nicht gründlich ausführen; aber ich denke: Alles wahrhaft Gute muß vom eigenen Innern ausgehen, und nur allmählig dann weiter greifen, gibt nämlich Gott hierzu die Gnade. So auch das leidige Menschenkennen und Menschenbessern, wovon du mir so viel Worte machst,

die ich nicht verstehe — das auch, das ganz vorzüglich, muß von Innen, vo uns selbst anfangen, oder es ist eben nichts, wie ich meine, als wieder jene Neugier und Unruhe. Nun sag', lieber Junge: glaubst du dich denn wirklich zu kennen, und darfst du dir und deinem Gott bekennen, du habest wirklich an dir genug gebessert, um nun an Andere gehen zu dürfen?"

Da nun aber die Jugend durch verständige Gegenreden gern zwar sich anregen, nicht aber belehren lassen mag: so hörte auch Victor dergleichen Aeußerungen des Freundes nicht unwillig an, aber, um sie eifrig zu beantworten. Da schwieg denn jener, und dieser hatte sich in seine Meinungen und Plane nur tiefer eingekämpft. Und da es sich nun eben traf, daß einer der Professoren, mit denen Victor bekannt war, Auftrag erhielt, im Namen des Barons Th. in Liefland einen jungen Mann zu wählen, der seinen heranwachsenden Sohn erzöge, und hernach ihn auf beträchtliche Reisen begleitete: so fand Victor in diesem Zusammentreffen einen neuen Grund, die Bedenklichkeiten des Vetters abzuweisen, und auch, was ihm selbst davon, nun da der Wunsch zum Vorhaben werden konnte, anflog, dem Schicksal zuzuwälzen, das ja hier offenbar lockend und hindeutend in's Mittel trete.

„Ich kenne freilich die Familie nicht;" erklärte sich der Professor über den Fall: wohl aber weiß ich, daß der Vater in der ganzen Gegend geach-

tet wird. Seine Gemahlinn ist längst gestorben. Der Zögling, sein einziger Sohn, und Erbe seines großen Vermögens, ist jetzt vierzehn Jahre alt. Der Vater denkt, ihn mit seinem Erzieher noch drei bis vier Jahre lang auf seinen Gütern zu behalten, dann beide auf eine deutsche Universität gehen, und endlich durch die vorzüglichsten Länder Europa's reisen zu lassen.

Victor ließ ihn kaum ausreden, so lachte ihn der Vorschlag an.

Man sprach über die sehr wohllautenden Bedingungen; und der Professor machte Victor'n auch darauf aufmerksam, daß er durch seine Musik, in einem Lande, wo man die Kunst sehr liebe, sich nicht wenig empfehlen würde; zumal da die Tochter vom Hause eine gute Klavierspielerinn sey.

„Es ist noch eine Tochter da?"

„Ja, die aber einige Jahre älter, als der Sohn ist, und nicht mehr Antheil am Unterricht nimmt."

„Wann soll ich fort?"

„Nun — überlegen Sie nur erst Alles!"

„Was soll hier langes Ueberlegen? Niemand hat was Gründliches dagegen; was Sie mir von den Verhältnissen gesagt, ist alles, was Sie können; die Bedingungen sind so vortheilhaft, als ich sie billiger Weise verlangen kann; ich bin schon längst entschlossen, einen solchen Versuch zu wagen; wetterwendisch bin ich nicht: mithin liegt die Sache so, daß ich in Monaten

keinen andern Entschluß fassen könnte, als ich so eben gefaßt habe. Wann soll ich fort?"

Der Professor nahm dennoch die Entscheidung noch nicht an.

Victor eilte nach Hause, bestürmte den von neuem bedenklichen Vetter, schrieb Abschiedsbriefe an Aeltern und Geschwister, und drang den folgenden Tag dem Professor das entscheidende Wort auf.

Als der erste Rausch der Freude über die Erfüllung lang gehegter Wünsche verdampft war; als er seine Einrichtungen zur Abreise machte, und die wehmüthigen Briefe der Geschwister, die warnenden der Aeltern erhielt: da wurde ihm doch beklommen um's Herz. Und als er dann von so manchem seiner Freunde, besonders vom redlichen Werner, der unwillig beistimmte, und vom alten Philologen, der zagend den Kopf schüttelte — Abschied nahm: da überwältigten ihn bange, ahnungsvolle Gefühle, und er hing lange am Halse der beiden um ihn so verdienten Männer.

Der Morgen der Abreise kam. Der Vetter war still und suchte seine Traurigkeit zu ersticken, um jetzt, da es nichts mehr helfen konnte, dem jungen Manne die Abschiedsstunde nicht noch schwerer zu machen. Sie sprachen einsylbig, vom möglichen Wiedersehen in einigen Jahren: dann floß Victor'n das Herz von Dankbarkeit über, und indem der Alte abwehrte, hörten sie das langsame Trappen der Pferde, das durch die noch

einsamne Straßen der Stadt weit umherschallete Beide fuhren wie erschrocken zusammen, obschon sie die Abreise um diese Stunde angesetzt hatten, und wußten, daß die angesetzte Stunde da sey. Victor sprang auf und trat einige Minuten schweigend an's Fenster; der Vetter saß am Tische und spielte bewußtlos mit dem Weinglase. Endlich hatte sich Victor ermannt. Er eilte zu dem guten Alten, fiel ihm um den Hals —

„Gott segne Sie, mein geliebter Wohlthäter! Behalten Sie mich lieb! Ich vergesse Sie nicht, so lange ich meiner selbst nicht vergesse! Gewiß, gewiß, wir sehen uns wieder!“

„Vielleicht!“ antwortete Winter. „Große Freude sollte es mir machen, wenn ich dich noch einmal in meine Arme schließen könnte. Nun — Gott sey dein Geleitsmann!“

Hier blies der Postillion unter dem Fenster. „Mein Gott,“ rief Victor; „treibt es doch, und treibt!“

„Versprich mir,“ fuhr der Vetter fort; „daß du dich an mich wenden willst, wenn es dir, wider Vermuthen, unglücklich gehen sollte. Willst du dann zurück, so schicke ich dir, was du brauchst, und du kömmst sogleich wieder. Versprichst du mir das?“

„Ja, ich verspreche es! So lange ich Hilfe in mir selbst finde, suche ich sie bei keinem Andern: aber bedarf ich eines Freundes, so sind Sie der Erste, der Einzige!“

Damit riß er sich los, schwang sich in den Wagen, und ließ den Postillion rasch fortfahren.

Victor's Reise ging nach Lübeck. Dort wollte er sich bis Riga einschiffen, um zugleich das Seewesen einigermaßen kennen zu lernen, und dann den letzten Theil seiner Reise in's innere Liefland auf eine Weise machen, wie sich's finden würde. Einige Stunden lang lag er, in die Ecke des Wagens gepreßt, tief in den Mantel gehüllt, und sah starr vor sich nieder. Er kämpfte nicht nur mit dem Schmerze der Trennung von Freunden und Geliebten, sondern auch mit einem gewissen Gedanken, der, langsam und schwarz, wie ein böser Dämon, aus dem Hinterhalt seiner Seele hervorschlich.

„Du bist rasch gewesen — wie, wenn du deine Bestimmung verkannt hättest? Hätte dich irgend etwas, das du für einen Wink der Vorsicht ansehen könntest, weggedrängt: so wärest du beruhigt. Aber da dir alles nach Wunsch ging? — Alles nach Wunsch? — War denn Reisen nicht dein Wunsch? Und woher kam denn dieser? War er denn nicht von Kindheit an in dir rege und in dein Wesen verflochten? Wuchs er nicht mit dir selbst heran und nahm von Jahr zu Jahr zu? Kömmt er also nicht vom großen Urheber der Natur? — Ruhig, ruhig und getrost, mein Herz! Wer weiß, was in fernen Gegenden für ein Beruf auf mich wartet, der ohne mich uner-

füllt geblieben wäre! Ja, dieser Gedanke soll mich erheitern, und auch stärken, alles, wie ich's finde, als Gabe, als Willen einer höhern Macht anzunehmen. — Ich will es mir nicht nur als möglich, sondern als wahrscheinlich vorstellen, daß ich dort Hindernisse und Schwierigkeiten antreffe; daß man meinen Wünschen nicht entgegenkommt, daß ich dort nicht so theilnehmende, gutmüthige Freunde finde, als ich Fremdling vor fünf Jahren in dir, liebes Leipzig, gefunden. Dadurch erfülle ich ja auch den Spruch des guten, alten Vaters, dort auf dem Gränzsteine: Fordere und erwarte von Andern nicht viel: aber desto mehr von dir! — Du alter, frommer Mann! Dort, wo die goldene Sonne aus der Morgenwolke hervortritt — dort hinaus liegt dein stilles, heimliches Dörfchen, wo mir die Jahre unbesorgter Kindheit so glücklich verflogen! Sie haben besorgteren Jahren Platz gemacht, und diese werden noch sorgenvollern Platz machen! — Jetzt denkst du, guter Vater, zärtliche Mutter; jetzt denkt ihr, geliebten Brüder und Schwestern an mich, und schließt mich in euer Morgengebet ein! Gott im Himmel — gib ihnen deinen besten Segen! Ach, daß ich euch, ihr Lieben allzumal, einst wiederfinden; daß ich dann im Stande seyn möchte, euch eure Tage zu versüßen!" —

Hier flossen seine Thränen sanft, und erleichterten ihm das Herz. Nach und nach suchte er sich zu zerstreuen, und es gelang ihm.

Es ist meiner Absicht nicht gemäß, eine Geschichte seiner Reise zu schreiben, da auf derselben nichts vorfiel, das in nothwendigem Zusammenhange mit dem Folgenden stünde. Er fand in Lübeck bald ein gutes Schiff, das nach Riga segelte. Der Anblick der Ostsee ergriff ihn tief und schauerlich. Dieß erfährt jeder beim ersten Anblick eines unabsehbaren, bewegten Gewässers. Man denkt sich gewöhnlich die Wirkung dieses Eindrucks rein-erhaben; man stellt diesen Eindruck mit dem des gestirnten Himmels, als gleich in der Wirkung zusammen; Victor fand, man irre. „Groß, aber furchtbar —" schrieb er in sein Taschenbuch — „tief, aber düster, ergreift uns das Anschaun des Meeres: groß, aber erhebend; tief, aber stärkend, rührt uns das Anschaun des gestirnten Himmels. Und so muß es seyn. Dort ein unermeßliches Ganzes in gewaltiger, aber flüchtiger, willkührlicher, absichtsloser Bewegung — keine Einheit im Einzelnen der Erscheinungen, nur im alles verschlingenden Ganzen; ein ewiges Schäumen, Toben, Wühlen in sich selbst, ein Annehmen von tausend Gestalten, und ein augenblickliches Zerstören derselben durch sich selbst. Mensch, du bist, wie ich — scheint jede sich plötzlich aufthürmende und augenblicklich wieder zertrümmerte Welle uns zuzurufen: eine Gewalt, du weißt nicht wovon? bringt dich hervor; treibt dich, du weißt nicht wozu? in die Höhe; du rauschest gebieterisch daher in deinem eingebildeten Vermögen — und

stürzest zurück, vernichtet, so daß man keine Spur deiner Stätte mehr kennt! Das unermeßliche Ganze schlürft spielend mich und dich in seinen weiten, stets offenen Schlund hinab; wir bleiben, aber nicht wir — ich nicht Welle, du nicht Mensch, beide nur Element! — Wie ganz anders der Anblick des gestirnten Himmels! Auch hier ein unermeßliches Ganzes, aber in stiller, hoher Ruhe und Stetigkeit — nicht nur in seinem Ganzen, sondern auch im Einzelnen seiner Erscheinungen. Jeder Stern predigt Bleiben, unvertilgbares, selbstständiges Bleiben des Mannichfaltigen in dem großen Ganzen, liebevolles Gehaltenwerden von ihm." —

Victor stand auf dem Verdeck. Der Himmel war anfänglich nicht heiter, aber der Wind gut: das Schiff flog durch die Wogen. Capitain und Steuermann waren Victor's liebste Gesellschafter, weil er von ihnen am meisten lernen konnte; und glücklicher Weise zeigten sich beide als Männer, denen die Wißbegierde des jungen Mannes schmeichelte, und die diese gern nach Möglichkeit befriedigten. In der zweiten Nacht, als der Mond verdüstert am Himmel stand, der tausendmal zerrissen um ihn her schwamm, und Victor diesem Wünsche für die, die er verlassen hatte, zuflüsterte, worüber er das unruhige Hin- und Herlaufen der Matrosen nur wenig bemerkte: — da hörte er die für ihn ganz neue, hohle Stimme, das für ihn ganz neue, furchtbare Zischen, Winseln, Dröhnen

eines fernher nahenden Sturms. Die Matrosen kletterten, wie Katzen, an den Masten umher, die Seegel wurden eingezogen, die See heulte, die Masten krachten, der Sturm kam mit Macht. Victor, vor dessen Seele mit Eins alle Warnungen seiner Freunde, gleich drohenden Geistern, aufstiegen, warf sich nieder auf dem Verdeck, wo man sich schon längst nicht mehr stehend erhalten konnte, und ergriff ein Tau, woran er sich festklammerte. So lag er da, die schmutzige, einsame Cajüte verschmähend, und ließ sich von den einzelnen über Bord geworfenen Wellen durchnässen; um ihn her das Winseln des Tauwerks und seiner Winden, um ihn her das Pfeifen des Sturmes, das tiefe Brausen der Wogen, das wüthende Geschrei der Matrosen, das ängstliche Jammern der Gefährten. Man kam in Gefahr, an den Klippen von Bornholm zerschmettert zu werden. — Es waren zwei schreckliche Tage. Endlich verhallte der Sturm, die aufgethürmten Wellen zogen vereinzelter und langsamer daher, der Himmel klärte sich auf, das Schiffsvolk jauchzte und vergaß seiner frommen Gelübde. Jetzt flogen die ersten Funken der Morgenröthe am fernen Horizonte, der zum erstenmal ganz heiter und unbewölkt war — erst einzeln, dann immer mehr verbunden, herauf. — „Allgütiger!" rief Victor leise zum Himmel auf, und eine Thräne gerührter Freude, über seine Rettung und dieß herrliche Schauspiel, trat in seine Augen. Und die Fun-

ken strömten weiter umher, sammelten sich, wurden ein Feuermeer, Himmel und Gewässer flossen in Gluth zusammen, und jetzt schritt sie mit Hoheit und Majestät, weiß und blitzend in dieß fließende Feuer, sie, die Königinn des Tages, die herrliche Sonne. — „Allmächtiger!“ sprach Victor. Und als den Abend mit gleicher Heiterkeit der Mond heraufzog, und herabblickte — einsam auf Einsame: da lehnte Victor Rücken und Haupt an einen Mast, blickte schwermüthig zum sanften Regierer der Nacht, und dachte an seine Aeltern, an seine Freunde, an die Schicksale, die ihn bisher betroffen hatten, und die ihn nun betreffen könnten.

Die gefährlichen Klippen, welche die Natur, wie in verstimmter Laune, in die Fluthen gegen Riga hin geschleudert hat, zwischen denen das Schiff hindurchschlüpfte, wie die Schwalbe nach ihrem Nest — machten ihn nicht ängstlich, denn die nahe Entwickelung seines Schicksals hatte sein Herz eingenommen. Sie landeten. Der Handlungsdiener eines angesehenen Hauses empfing ihn am Hafen mit der Erklärung: sein Principal habe Auftrag vom Baron von Th., ihn aufzunehmen, bis ihm ein Wagen entgegengesandt würde. Victor ging freudig mit ihm, und wurde mit viel Achtung aufgenommen. Den vierten Tag kam das Fuhrwerk. Da sein Kutscher auf gut russisch, das heißt, schnell wie die Luft, davonfuhr, so war er den zweiten Tag bei guter Zeit in X—, dem Gute und Aufenthalte des Barons.

Zwei Jäger sprangen ihm, als er mit schallendem Gerassel in den weiten Hof einfuhr, entgegen, und eine große Kuppel Jagdhunde erhoben ihre fürchterlichen Stimmen. In russischer Demuth führten ihn die Bedienten in das Zimmer ihres Herrn. Victor trat hinein. Mit festem, schallendem Schritte trat ihm entgegen eine lange, etwas hagere Gestalt, von kräftigem Knochenbau, starken Zügen, herrischkalter Miene. Die dunkeln, lebhaften Augen durchdringend auf Victor'n geheftet, den ganzen Körper militärisch gestreckt, das Haupt stramm emporgehalten; mit einer Stimme, die ihre natürliche Tiefe und Rauheit zum Tone des Wohlwollens mildern zu wollen schien, sprach der Mann:

„Mein Herr! es ist mir angenehm, Sie glücklich und wohl bei mir ankommen zu sehen! Sie sind mir herzlich willkommen!“

Noch immer hingen seine Blicke fest und unverwandt an Victor'n. Dieser hatte auf dem Schiffe Zeit genug gehabt, sich für die erste — wie er wußte, immer so viel entscheidende Zusammenkunft, wenn auch auf's Ungewisse, zusammen zu fassen: er erwiederte, was männliche Höflichkeit, aber nicht schwache Unterwürfigkeit verlangte. Der Baron schien das gut aufzunehmen. Er klingelte. Einer der Jäger war im Augenblick da. Der Baron sprach nicht, sondern winkte nur mit den Augen. Der Mensch verschwand, und erschien in einigen Secunden mit Erfrischungen. Victor und

der Baron setzten sich. Man sprach über die Reise, über die hiesige Lebensweise — von beiden Seiten in kurzen, kräftigen Sätzen, nicht ohne Lebhaftigkeit, nicht ohne gegenseitiges, wohlwollendes Entgegenkommen. Victor wünschte sodann, seinen künftigen Zögling zu sehen. Der Baron stand auf, klingelte; der Jäger erschien: „Adolf!" rief ihm der Baron zu. Der Bediente verschwand, und Adolf trat ein.

Er war ein gesunder, vollwangiger Knabe von vierzehn Jahren, mit unschuldiger Miene, und lebhaften, Geistverkündenden Augen, die er aber nicht zu erheben wagte. Mit militärischer Adresse blieb er an der Thüre stehen —

„Näher!" rief ihm der Vater zu. Er kam. Der Baron zeigte auf Victor'n und fuhr im tiefen, festgehaltenen Tone fort:

„Herr Liebert aus Sachsen, dem du von nun an unterworfen bist, und der die Sorge für deine Ausbildung künftig mit mir theilen wird. Empfiehl dich ihm!"

Der Knabe blickte schüchtern nach Victor's Augen, die über das, was er sah und hörte und ahnete, nicht freudig blicken konnten. Adolf brachte stockend einige Worte der Unterwürfigkeit heraus. Victor faßte ihn bei der Hand, und küßte ihm gerührt die Wange.

„Seyen Sie überzeugt," sagte er zu ihm; „ich komme zu Ihnen mit einem Herzen voll Vertrauen und Liebe. Ich werde alles mir Mögliche thun,

um Sie zum geschickten und braven Manne bilden zu helfen. Fassen Sie volles Zutrauen zu mir, so wie ich es zu Ihnen habe. Nehmen Sie meinen Unterricht und meinen Rath an, und thun Sie es gerne, so glaub' ich Ihnen dafür stehen zu können, Sie werden einmal die Freude Ihres Herrn Vaters und Ihrer Freunde, und segnen dann die Jahre Ihrer Jugend."

Dem Knaben traten Thränen in die Augen.

„Was weinst du?" fragte der Vater in seinem gewöhnlichen Tone.

„Ich weiß es selbst nicht," war die Antwort. „Vor Freude," setzte dann der junge Mensch hinzu, indem er Victor's Hand an seine Brust drückte. Alles schwieg. Victor war innig gerührt. Auch den Baron schien eine Rührung zu überraschen. Er fuhr mit milderm Ton zu seinem Sohne fort:

„Gut. — Geh' jetzt wieder auf deine Stube!"

Der Knabe empfahl sich, und blickte in der Thür noch einmal liebend nach Victor'n. Dieser rühmte sein Betragen, und gestand, daß er zu den schönsten Hoffnungen berechtige.

„Der Bube ist nicht schlimm," sprach der Vater; „ich weiß das. Sonst war er weich, wie ein Weib; aber jetzt fühlt er sich. Er braucht strenge Zucht, sonst wird er wild und übermüthig, wie ein junges Roß. Von Wissenschaften besitzt er wenig; ich habe mehr seinen Körper ausbilden und abhärten wollen. Er reitet wie ich. Kälte und Hitze ist ihm Eins. Er badet im December,

wie im Julius. An Gehorchen ist er gewöhnt; auch daran, daß ihm nichts übersehen, nichts geschenkt wird. Verfahren Sie mit ihm nach Ihrer Einsicht; ich werde Ihnen nie zuwider seyn. Sollten Sie zuweilen Unterstützung bei seiner Handhabung brauchen: so bin ich da. Seine Kraft soll nicht zerrieben, aber gebrochen, wenigstens tüchtig gezähmt werden: sonst wird kein Mann aus ihm, den ich einmal achten könnte."

Victor hielt es für viel zu frühe, seine Gedanken hierüber zu eröffnen; das Gespräch wurde gleichgültiger, und der Baron erbot sich, Victor'n das Haus, und besonders die Zimmer, die er künftig bewohnen sollte, zu zeigen. Vorerst ging der Weg in die Ställe des Barons, wo Victor einen ansehnlichen Marstall zu sehen, und die dem Baron äußerst interessante Geschichte manches edlen Thieres zu hören bekam. Victor bewies, daß er nicht ohne alle Kenntniß in dieser Liebhaberei des Barons sey; dieser schien ihn darum noch einmal so hoch zu achten. Jetzt kam man zu ansehnlichen Kuppeln rüstiger Jagdhunde, und auch hier ergoß sich die Beredtsamkeit des Barons in kräftiger Lebendigkeit. Da er hörte, daß auch Victor die Jagd liebe und schon in frühen Jünglingsjahren ein wackerer Weidmann gewesen sey, so stieg seine Achtung noch höher.

„Herr," rief er freundlich. „Ich glaube, Sie sind ein Mann für mich!"

„Ich wünsche sehr, daß ich es sey!" antwortete Victor.

Jetzt führte der Weg in den Wagenschuppen, und Victor sah zu seiner Verwunderung, außer den Fuhrwerken der Landesart, verschiedene der schönsten englischen Wagen. Er bezeigte seine Verwunderung.

„So?" sagte der Baron noch freundlicher, „haben Sie das bei Barbaren nicht erwartet?"

Man kam nun in die untern, weiten Wohnzimmer des Hauses, und stieg dann die erste Treppe hinauf. Victor fand viel Luxus, ja Pracht, aber wenig Geschmack: besonders zeugte alles von blinder Nachahmung englischer Moden. Als sie gegen die letzten Thüren des einen Flügels kamen, wollte der Baron zurückkehren, mit den Worten:

„Hier wohnt — doch!" setzte er hinzu, ging wieder hin und öffnete die Thüre. Victor trat unbefangen hinein, und blieb etwas bestürzt an der Thüre stehen. Ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren — schön und mild, in Blüthe der Gesundheit, bei allem Feuer eines großen Auges im Reiz jungfräulicher Sittsamkeit, bei allem Durchblicken regen Lebens, umhüllt vom Schleier einer Sanftmuth, die durch Einsamkeit und Unterdrückung vermehrt seyn mochte: — dieses liebliche Wesen stand schnell vom Stickrahmen auf, und ging den Männern entgegen.

„Meine Tochter!" sagte der Baron zu Vic-

tor'n, freilich nicht mit dem Interesse, mit welchem er von seinen Pferden und Jagdhunden gesprochen hatte. Zur Tochter sagte er mit höherem Accent: „Herr Liebert aus Sachsen, dessen Ankunft wir erwartet haben!"

„Ich heiße Sie freudig willkommen, als den Führer meines lieben Bruders, und den Freund meines verehrten Vaters," antwortete das Mädchen. „Möge es Ihnen bei uns gefallen!"

Victor sagte ihr einiges Höfliche, und wollte ihr, nach seiner Landessitte, die Hand küssen, aber sie reichte ihm, nach der ihrigen, die Wange. Victor, der diese Sitte nicht kannte, küßte sie mit glühendem Erröthen, und zitterte. Jetzt bemerkte die Unbefangene seine Verwirung, ahnete die Ursache: ein leichtes Erröthen flog auch ihre Wange an, und ihre Augen senkten sich zur Erde. Diese Kleinigkeit — vielleicht war sie von nur allzuwichtigen Folgen!

Der Vater war unterdessen zu ihrer Stickerei gegangen.

„Die Astern sind dir gut gerathen, Therese!" sagte er. Sie aber ging schnell zu ihm, und schien froh zu seyn, daß sie aus ihrer Verlegenheit gerissen wurde.

„Ja so!" fuhr der Baron zu Victor'n fort; „Sie spielen ja auch Clavier, wie mir der Professor geschrieben hat. Ist's Ihnen gefällig, das Instrument meiner Tochter zu versuchen?"

Therese öffnete es. Es war, wie hier alles,

englisch. Victor ging es durch, und phantasirte dann einige Minuten mit Lebhaftigkeit und Feuer.

„Herr," rief der Baron; „Sie können ja alles! Bei meiner Ehre, einen solchen Spieler hab' ich noch nicht gehört! Herr, ich bin stolz darauf, Sie in meinem Hause zu haben!"

Hier faßte er Victor'n kräftig bei der Hand, und Therese freute sich schon auf die künftigen Winterabende, die ihnen nun nicht mehr so lange dauern würden. Victor spielte fort, und die Freude des Vaters und der Tochter stieg immer höher. Dann ermunterte dieser, den Weg durch's Haus vollends zu beendigen.

Er zeigte Victor'n noch die übrigen Zimmer; und endlich kamen sie zu denen, welche dieser mit Adolf bewohnen sollte. Sie waren sehr anständig und nett eingerichtet. In der zweiten Stube fanden sie Adolf auf einem Tische stehen und an der Wand hämmern.

„Was treibt der Mensch für Unfug?" rief der Vater.

„Ich wollte gern die Bilder für Herrn Liebert aufmachen, die mir die Tante aus Berlin mitgebracht hat," antwortete der gute Knabe erröthend.

„Na, die sind wohl für dich gut genug: aber für Herrn Liebert —"

Der Knabe war in Verlegenheit, und wollte schon beschämt und traurig den Tisch herabsteigen. Victor bat mit einem Blick beim Vater vor, und wendete sich dann an den Sohn: „Die Kupfer

sind sehr gut," sagte er. „Und wären sie's nicht, so würden sie mich erfreuen, als Beweise Ihrer Liebe und Ihres Wunsches, mir Freude zu machen. Hängen Sie auf, guter Adolph! Ich danke Ihnen herzlich!" —

„Nun, meinetwegen!" sagte der Vater lachend. Nach einer Weile kam Therese, und fragte, ob es gefällig wäre, das Abendessen einzunehmen.

Ueber Tische mußte Victor noch manches von seiner Reise erzählen, der Baron vergalt es mit der Schilderung mancher besonderen Sitten und Gebräuche des Landes; brach aber bald vom Tische auf, weil, wie er sagte, Herr Liebert Ruhe nöthig haben würde. So nöthig er sie in der That hatte, so konnte er sich ihr doch nicht überlassen, bis er Betrachtungen über seine heutigen Erfahrungen angestellt hatte. Daß hier ein ganz anderer Geist regiere, als der einer ruhigthätigen, stillheitern Häuslichkeit in seiner väterlichen Familie; auch ein ganz anderer, als der einer behaglichen Ordnung und fröhlichen Vertraulichkeit im Hause seines Vetters — das lehrte der erste Anblick. Unruhig und b sorglich schlug Victors Herz, zumal da ihm seines Vaters vorletzter Brief in die Hände fiel und er las: —

„Gutes wirken willst Du: aber finden wir dazu nicht überall Gelegenheit, wenn wir sie nur aufsuchen und benutzen wollen? Glaube mir, wir vermindern gemeiniglich unser Vermögen zu solcher

Wirksamkeit, und auch unsere Lust dazu, wenn wir unsern Kreis nur immer erweitern wollen; und nur allzuoft ist es nichts, als Unruhe und Eitelkeit, was uns treibt und unserer Schwäche die schöne Maske betrüglich vorhält. Menschen willst Du kennen lernen: dazu bedarf es keiner Seereisen. Gehe in die Hütten, in die Werkstätten um dich her; erwirb dir das Vertrauen stiller Familien; werde mit dir selbst am allervertrautesten, am alleroffenherzigsten: und du wirst lebenslang Stoff finden, deine Wißbegierde zu befriedigen. Die Reichen, die Vornehmen und Großen sind sich im Ganzen überall gleich. Ueberhaupt, lieber Sohn — die Menschenkenntniß, welche man unter Vielen lernt, wird immer den Verstand weniger bereichern, als verfeinern: und das Herz trocknet sie aus und erkältet es dann. Tausende begannen diesen Weg mit reger, warmer Bruderliebe, und vollendeten ihn mit frostigem Egoismus, wo nicht mit höhnender Menschenverachtung. Das Ueble läßt sich an den meisten Menschen schneller beobachten, als das tiefer liegende Gute; wer Viele kennen lernen will, hat nicht Zeit zu tieferm Erforschen: leicht sieht er also, statt seiner allerdings, schwachen, nicht fehlerlosen Brüder, eine Heerde tändelnder Eichhörnchen, schelmischer Füchse, und raubgieriger Wölfe um sich her. Hat er gewonnen? Ich kenne keinen schrecklichern Verlust — —"

Damals fand Victor wenig mehr in dieser

Stelle, als Aengstlichkeit des einsamen Alters: jetzt fiel sie ihm mit Centnerlast auf's Herz. —

Kaum mochte es früh fünf Uhr seyn, als er aus dem Schlafe durch eine Stimme geweckt wurde, welche fürchterlich auf dem Hofe tobte. Er fuhr auf, er horchte: es war des Barons Stimme. Victor sahe sich nach Adolfen um: dieser war weg. Er sprang nach dem Fenster, das in den Hof ging, und kam eben noch zu rechter Zeit, um den Baron mit Adolfen, beide auf wilden Pferden, wie Pfeile zum Thore hinausfliegen zu sehen.

Er kleidete sich an. Ein alter Leibeigener, der Etwas Deutsch sprach, und zu seiner Bedienung angewiesen war, brachte den Kaffee.

„Was gab es diesen Morgen auf dem Hofe?" fragte Victor mit angenommener Gleichgültigkeit. Zaghaft sagte der graue Alte, dem Ehrlichkeit aus dem kummervollen Gesichte blickte:

„Peter sollte den Braunen des Herrn nicht blank genug gemacht haben! Der gnädige Herr ist accurat — Ach Gott — (hier drückte er die Hände, wie zum Beten gefaltet, auf die Brust) der gnädige Herr ist sehr accurat!" —

Stärker wagte er nicht, sich auszudrücken. Victor verbarg sein schmerzliches Gefühl, und hieß den alten Mann gehen. Dieser kniete nach der empörenden Landessitte vor ihm nieder, faßte den Zipfel seines Kleides, küßte diesen, und sagte:

„Haben Sie Geduld mit mir altem Manne, wenn ich Etwas nicht recht mache! Strafen Sie

mich selbst ab — nur sagen Sie's dem gnädigen Herrn nicht!"

Erschüttert reichte ihm Victor die Hand und sprach ihm freundlich zu.

Was ich von dem ersten Jahre des Aufe t=halts Victors in X — zu sagen weiß, und was um des Folgenden willen gesagt werden muß, fasse ich in wenige Sätze zusammen.

Der Baron schenkte Victorn immer mehr Achtung und Vertrauen: endlich sogar Freundschaft. Ein so geschickter Jäger — war der ihrer wohl unwerth? Der Baron zog ihn in alle Gesellschaften, die er mit dem benachbarten Adel unterhielt, nicht als den Erzieher seines Sohnes, sondern als seinen Hausfreund; und da der Baron überall geachtet oder gefürchtet ward, da man Victors Ueberlegenheit an Geist und Talenten fühlte, und überdieß durch ihn Manches bei dem Baron durchsetzen konnte: so dachte man nicht an seine bürgerliche Geburt, an die man, im Ganzen genommen, dort überall weniger denkt, als selbst in manchen Gegenden des deutschen Vaterlandes; man begegnete ihm allgemein mit Auszeichnung und zuvorkommender Gefälligkeit. So oft Victor auch die Einladungen zu Gelagen, welche nicht selten bloß ausgelassene Spiel= und Trinkpartien waren, ausschlug — was der Baron lobte: so wurde doch keine solche Einladung nach X — gesandt, ohne ihn mit einzuschließen.

So oft er auch unwissende, rangstolze Nachbarn, wo sich Etwas der Art einschlich, ihre Richtigkeit fühlen ließ — was der Baron noch mehr lobte: so verging doch kein Hauptfest, wenigstens keine Jagd, wobei er nicht erscheinen und sich wegen seiner Geschicklichkeit preisen lassen mußte, die er manchem dieser seiner Herolde gern abgetreten hätte, damit er doch Etwas hätte. Was sonst in ihm war, kannte man nicht und mochte es nicht kennen lernen. Die Damen nannten ihn unter sich den schönen; im Herzen den blöden; laut den geschickten Jäger. Unter diesem Namen galt er in der Gegend, und selbst Therese neckte ihn zuweilen, in der Frölichkeit ihres Sinnes, mit letzterem Titel. Durch Achtung und Vertrauen des Barons wurde Victor Beschützer und Retter so manches Untergebenen, der in Angst und Noth zu ihm flüchtete. Er nahm die ruhigen, menschlichern Stunden des Barons, die jetzt nicht mehr so selten, als ehemals eintraten, in Obacht, und bewog ihn da zu mancher uneigennützigen Handlung, zu mancher wohlthätigen Einrichtung für seine Bauern, zu mancher großmüthigen Verzeihung bei Fehlern seiner Dienstboten; so daß Victor im Gespräch, im Herzen und im Gebet der gutmüthigen Unwissenden gewöhnlich den vierten Platz unter den höchsten Dingen einnahm. Gott, der Schutzheilige, die große Katinka, und der gute junge Herr — das war die Rangordnung. Vermöge eben dieses Vertrauens hatte es Victor nach

und nach dahin gebracht, daß sich der Baron um die Erziehung seines Sohnes gar nicht mehr bekümmerte, und sich nur die Uebungen desselben in den ritterlichen Künsten vorbehielt. Diese Uebungen waren streng, gefährlich, oft halsbrechend genug: aber da der junge Mensch von früher Kindheit an sie gewöhnt war, und alles ziemlich gut ablief: so gewöhnte sich auch Victor, sie ruhig anzusehen, und fand am Ende wahres Vergnügen daran, den Jüngling jetzt ein schnaubendes, tobendes Pferd bändigen, jetzt wie eine Katze die Bäume erklettern, jetzt wie einen Fisch zur Winters- und Sommerszeit sich fröhlich im Wasser herumtummeln — und so seinem Körper polnische Gelenkigkeit mit russischer Dauerhaftigkeit erwerben zu sehen.

Adolfs Geist schoß, bei der größern Freiheit und kräftigern Nahrung, die ihm Victor bot, mit Macht auf. Sein Herz glühte von Liebe für seinen Lehrer und Führer, da er von ihm eine Achtung und Freundschaft genoß, die ihm vorher unerhört gewesen war. Seine natürlichen Fähigkeiten und Victors Bemühungen erleichterten ihm die Erlernung der Wissenschaften, die er bedurfte. Wie gern ließ sich sein rascher Sinn hinleiten zu allem Schönen, Wahren und Guten! wie fest ergriff er es, wenn er es kannte, oder auch nur ahnte! Sah das Victor: wie hoch schlug da sein Herz von Freude über seinen schönen Beruf! wie dankte er der Vorsehung, daß sie ihn hierher geleitet hatte! —

In so fern waren also Victors Verhältnisse so glücklich, als der Mensch, dieses Kind der Sorge, sie verlangen kann. Er fühlte dieß auch und wußte es zu schätzen. Aber in anderer Rücksicht wölbte sich ein beunruhigendes Gewitter über seinem Haupte und wogte langsam, aber desto furchtbarer herauf. Therese — diese liebenswürdige, in Unschuld und unverkünstelter Natürlichkeit blühende, Allen wohlwollende, duldende, und doch heitere Jungfrau, war seinem Herzen unaussprechlich theuer geworden. Der schöne, wackere, freimüthige, geistreiche, gefällige, Gutes fördernde Victor, der überdieß unter allen männlichen Bekannten des Hauses der Einzige war, der ein Herz, wie Theresens, interessieren konnte, war ihr nicht weniger theuer. Der Tag, an welchem sich beide nicht eine Stunde am Pianoforte, oder in freundlichem Gespräch, oder mit Lesen eines guten Buchs und Eröffnung ihrer Gedanken darüber, unterhalten konnten: wie traurig schlich er ihr hin! Aber auch wie versüßte die Stunde, wo sie dieß konnten, den Rest ihres ganzen übrigen Tages!

Victor vermochte sich nicht mehr abzuleugnen, was in ihm vorging. Er wachte nun sorgsam über seine Empfindungen, und noch sorgsamer über die Aeußerungen derselben. Aber die einsam erzogene, unerfahrne Therèse kannte nicht, was ihr zum Herzen drang: wie hätte sie darüber wachen sollen? Warum sollte sie nicht in Freude

aufzittern, wenn sie ihn in den Hof gesprengt kommen sah? war er doch so gut! Warum sollte sie ihm ihre Freude ängstlich verbergen? war sie doch so bescheiden! Daß sie seinen Umgang so oft, daß sie ihn einsam suchte, und durch die Gegenwart des Vaters sich verschüchtert fühlte: das hätte ihr allerdings die Augen öffnen können: aber war das sanfte Wesen nicht durch die Rauhheit und Härte des Vaters überhaupt verschüchtert? mußte sie nicht alle ihre feinern Empfindungen, oft auch ihre edelsten Handlungen vor ihm verbergen? Am einsamen Nähetischchen saß sie schweigend und sanft lächelnd, wie das Kind, das an der Brust der Mutter einschläft und süß träumt. Langeweile hatte sie nicht. Ihre Phantasie spielte ihr das liebe Bild in tausenderlei wahren und erdichteten Verhältnissen in die Seele. Ach, daß sie keine Mutter hatte! — Jetzt bekam sie die ersten Bände des bekannten Romans: Sophien's Reise von Memel nach Sachsen, in die Hände. Sie hatte nicht viele Romane gelesen. Die französischen, die sie kannte, waren ihr zuwider in ihren leeren Worten und sinnlichen Spitzfindigkeiten; die damaligen deutschen nicht minder, in ihrer schwächlichen Empfindelei. Sie las jenes werthe Buch mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie fand Julien's und des Herrn Schulz Geschichte, so weit sie in den ersten Bändchen erzählt wird. Diese griff gewaltig in ihr Innerstes. Einige Funken Licht über ihre eigene Lage durch-

blitzten es. Sie ward furchtsam, sie ward ängstlich: aber ihr vom Gefühl bestochener Verstand grübelte am Ende heraus, daß ihre und Julien's Empfindungen und Verhältnisse gar nicht dieselben wären; ja eigentlich gar keine Aehnlichkeit hätten.

„Ich bin ja zufrieden, ich bin ja glücklich," sagte sie; indeß die arme Julie sich abhärmt und dahinstirbt! „Was will ich denn von Victorn? Der Meinige kann er nie werden, das weiß ich: die Fortdauer seiner Freundschaft will ich, und daß ihm die meinige immer werth und lieb bleibe — das ist alles! Und warum dürfte denn das nicht seyn? Welcher gute Mensch, der ihn kennt, ist nicht sein Freund, und wünscht nicht seine Freundschaft? Selbst mein Vater! Meine Freundschaft ist für ihn lebhaft — ja: aber wäre ich nicht verachtungswerth, wenn dem nicht so wäre? Wie vielen Dank bin ich ihm schuldig! Hat er nicht die traurige Langeweile aus unserem Hause verbannt? Ist er es nicht — er allein, der mir meine ehemals traurige Einsamkeit anmuthig und nützlich ausfüllt? Und was thut er nicht für meinen guten Bruder? — Ist er es nicht — er allein, der meinen strengen Vater weit milder und erbittlicher gemacht hat, als er sonst war? Ist er nicht Ursache, daß mein Vater jetzt Unterhaltung in seinem Hause findet, und deßwegen so selten den Gelagen manches unordentlichen Nachbars beiwohnt, von denen er sonst oft in so widerli-

chem Zustande und in so fürchterlicher Laune zurückkehrte? Was für Todesangst, was für unanständige Behandlung mußte ich damals oft erdulden! Und jetzt! — O du guter, vortrefflicher Mann: ewig bleibe ich dir verpflichtet! Wie traurig, daß ich es dir so gar wenig beweisen kann!"

Da der Baron ein unbeschränktes Vertrauen in Victorn, und kein geringeres in seine Tochter setzte, so beobachtete er beide in dieser Rücksicht gar nicht, und sah gern, daß Therese, auf die er stolz zu seyn anfing — aus dem öftern Umgange mit Victorn Nutzen für die Ausbildung ihres Geistes schöpfte. Ja, wenn er beide auch beobachtet hätte: würden Augen, wie die seinigen, etwas von dem so zarten Bande, das unbemerkt ihre Herzen umschlang, entdeckt haben? Victor hingegen machte sich öfters Vorwürfe, daß er nicht kälter, nicht vornehmer oder unterwürfiger — kurz, nicht zurückscheuchender gegen das trauliche Geschöpf war; ja, er versuchte sogar mehrmals ein solches Benehmen zu erzwingen: aber wenn er dann sah, wie besorgt das liebe Wesen wurde, wie es sich im Gespräch an jedes freundliche Wort hing, und die unfreundlichern zu überhören schien: dann verschmolz der finstre Ernst in sanfte Wehmuth auf seinem Gesicht, und dadurch wurde er dem liebenden Mädchen nur noch gefährlicher.

In dieser Stimmung waren die Gemüther der

Familie, als Victor ohngefähr ein und ein halb Jahr Mitglied derselben war.

Jetzt hatte der in so mancher Rücksicht merkwürdige und traurige Winter des 1789sten Jahres alles mit Schnee und Eis bedeckt. Die Abende, die in Victors jetzigem Aufenthalte schon nach drei Uhr anfangen, machten es nothwendig, daß man mehr zu häuslichen Beschäftigungen und Unterhaltungen seine Zuflucht nahm. Der Baron faßte, vermöge der Leidenschaftlichkeit, welche seinen ganzen Charakter bestimmte, das lebhafteste Interesse für die damaligen Angelegenheiten Frankreichs gegen seinen König. Mit Heißhunger und Triumph verschlang er die Reden der großen Sprecher der ersten Nationalversammlung, eines Cersaint, Lafayette, Mably und Mirabeau. Auch die damaligen Angelegenheiten des benachbarten Polens beschäfftigten ihn sehr. Die Vorbereitungen zu den Revolutionen beider Staaten waren der Hauptinhalt seiner Gespräche mit Victorn, welcher gleichfalls nicht gemeinen Antheil an ihnen nahm. Der Baron war aber verständig genug, zu bemerken, es fehle ihm an Vorkenntnissen, um umfassende Ansichten und festen Grund für seine Urtheile über die Angelegenheiten beider Nationen zu gewinnen. Victor mußte ihm daher die besten Schriftsteller vorschlagen, welche solche Gegenstände von Seiten des Natur-, Staats- und Völkerrechts, oder auch der Politik, behandelten;

auch die, welche ihm genauere Kenntniß Frankreichs, der Verhältnisse der Stände gegen einander, der Gesetze, der Finanzen u. s. w. verschaffen konnten: und der Baron, der, was er einmal ergriff, mit widerhaltiger Kraft an sich drückte, studirte diese Werke mit einem Eifer, der ihn oft ganze Tage hindurch nicht länger aus seinem Kabinet ließ, als die Stunden zum Frühritt und zu den Mahlzeiten.

Desto öfter nöthigte Therese den armen Victor, ihr die Einsamkeit zu verkürzen. Er kämpfte mit sich: da sah er sie traurig, oder sie zwang ihn durch ein wohlgemeintes bittendes Wort. Mit Erlaubniß des Vaters nahm sie auch an dem Unterrichte Theil, den Victor ihrem Bruder in Physik und Astronomie gab. Sie ward eine sehr gelehrige Schülerinn. Durch die letztere Wissenschaft wurde ihrer Phantasie eine neue Welt aufgeschlossen. Wie seelig träumte sie sich in die unermeßlichen Gewölbe des Firmaments! Wie hing sich ihr Gefühl, in süßer Verirrung, an die Gebilde des Sternhimmels; gruppirte, mahlte, einigte sie! So freut sich das Kind über die zarten Nymphen in ihrer milchweißen Blüthe auf der Oberfläche des See's, und vergißt darüber des ungeheuren Gewässers. Da sie in den geselligen Unterhaltungen so oft von Staatsangelegenheiten sprechen hören mußte — denn nichts Anderes schien jetzt dem Vater des Gesprächs unter Männern werth; und da ihre natürliche Furchtsamkeit und unverbildete Weiblichkeit nur immer an Vorstel-

lungen von dem Schicksale der Unglücklichen, welche Opfer jener Unternehmungen wurden, hing: so bat sie Victor'n desto schmeichelnder, mit ihr von Dingen zu plaudern, die sie aufheitern könnten, und die ihren geheimen Wünschen näher lagen. Da mußte er ihr denn erzählen von der Art des Familienlebens in seinem Vaterlande, von seiner Jugendgeschichte, von seinen Aeltern und Geschwistern. Da hatte sie hundert Fragen nach kleinen Umständen, die ihr alle wichtig schienen; da gewann sie alle die Menschen, die Victor liebte und die ihm wohlgethan, von Herzen lieb. Sie erzählte ihm dagegen von ihrer Mutter: wie sie ihr im zehnten Jahre ihres Lebens schon gestorben wäre, was sie bei diesem Tode gelitten hätte, was die Selige für eine sanfte, duldsame Gattinn, für eine zärtliche Mutter, für eine Wohlthäterinn ihrer Untergebenen, für eine achtsame Versorgerinn des weitläuftigen Hauswesens gewesen sey —

„Da: sehen Sie noch einmal ihr Bild über dem Clavier an," sagte sie in Unschuld eines sich heimlich sehnenden Herzens; ich soll ihr in den Hauptzügen sehr ähnlich sehen: finden Sie das? Wenn ich ihr doch auch an innerem Werthe ähnlich würde!"

Oft wollten bei solchen Unterhaltungen Victor'n seine Gefühle übermannen, und er mußte all' seine Kraft aufbieten, sich nur einigermaßen zu sammeln. Verständig und edel war es von ihm, daß er, einer sich widersetzenden innern Stimme

ungeachtet, immer, wo möglich, veranstaltete, daß Adolf bei solchen Gesprächen gegenwärtig war.

Unter den Gegenständen, die er in solchen Unterhaltungen, jetzt, gegen das Ende des Jahres, abhandelte, war besonders auch die Schilderung der kleinen unschuldigen Familienfreuden, welche die Aeltern seines Vaterlandes am Weihnachtsfeste sich und ihren Kindern zu machen pflegen — Freuden und Feierlichkeiten, die Theresen etwas ganz Neues waren, da jener Gebrauch dort gar nicht Landessitte ist, auch ihr Vater für etwas dem Aehnliches nie Sinn gehabt hatte. Victor mußte einen förmlichen Catalog von allen den Herrlichkeiten liefern, mit denen die liebende Armuth seiner Aeltern ihn und die zufriedene Schaar seiner Geschwister am Weihnachtstage erfreut hatte. Selbst die große grünende Tanne, mit dem schwebenden Engel auf der Spitze, der den Kleinen zurief: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“ die zahlreichen Lichter, die den vergoldeten Früchten gehörigen Glanz verliehen; und dann, bei dem erfreulichen Flimmern dieser Lichter, der von dem alten, frommen Vater angestimmte und von der ganzen Familie in tiefer Rührung mitgesungene, herzerhebende Lobgesang Luthers: „Gelobet seyst du, Jesus Christ, daß du Mensch geboren bist!“ wurde dabei nicht vergessen. Victor ward bei diesen Schilderungen so innig vergnügt, wie er es als Kind bei dem Anblick der Festlichkeit selbst gewesen war.

Jetzt kam der Weihnachtstag. Es war den Tag vorher beredet worden, den Vormittag nach der Kirche zu fahren, und den Nachmittag still, ohne fremde Gesellschaft, hinzubringen. Victor hatte schon seit einem halben Jahre Adolfen, ohne Wissen des Vaters, Unterricht im Zeichnen gegeben. Adolf hatte auch diese Kunst mit Eifer angegriffen, und war eben, unter des Lehrers Hilfe, mit seiner ersten Landschaft fertig geworden, die sich, als Arbeit eines Anfängers, ziemlich gut ausnahm. Er sollte, nach Victor's Willen, sie seinem Vater zum Neujahrstage, der dort einige Feierlichkeit hat, überreichen.

Als Victor am Weihnachtstage früh erwachte und aufstand, fand er seinen Adolf nicht mehr im Bette. Bald darauf kam sein alter Diener mit einer Bitte vom Fräulein und ihrem Bruder, auf eine Minute vor, in das große Eckzimmer, zu kommen, das an des Barons Wohnstube stieß. Victor ging unbefangen. Welche Freude durchdrang ihn, als er die Thür öffnete und das Zimmer nach seiner vaterländischen Weise erleuchtet, in der Mitte desselben eine Tafel mit dem grünenden Tannenbaume und Weihnachtsengel, und mit noch einer Menge lieblich tändelnder Herrlichkeiten besetzt fand! Er stand eine Weile still, während Therese, lauschend in zitternder Freude, Adolf mit laut ausbrechendem Vergnügen an seine Seite traten, und ihm voll Liebe und Dankbarkeit in die Augen sahen, aus denen Thränen stürzten.

In diesem Augenblicke trat der gleichfalls eingeladene Baron herein.

„Was Teufel habt Ihr da vor?“ rief er — aber freundlich.

„So machens die guten Menschen in Sachsen,“ antwortete Adolf. „Herr Liebert hat's uns erzählt, und da wollten wir ihm gern eine Freude machen! Aber Ihnen auch, lieber Vater! Sehen Sie, da liegt auch Etwas für Sie!“

Adolf, den die Freude dreist gemacht, führte den Vater zu seiner in schönem Rahmen prangenden Landschaft, und gestand seine Autorschaft. Der Baron war angenehm überrascht und drückte Victor'n dankbar die Hand. Unterdessen athmete die himmlischfrohe Tochter schwer in Erwartung, ob man die nähere Untersuchung nicht weiter fortsetzen würde. Es geschah; und der Vater fand, wie Victor, mannichfache, zierliche Beweise ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes.

„Mädchen,“ sagte der Vater sehr freundlich; „wann hast du denn das Alles gemacht? Wir sind ja täglich um dich gewesen?“

„Aber die Nächte nicht,“ antwortete Therese und küßte dem Vater freudig die Hand. Victor fand außerdem noch ein artiges Geschenk für kleine, feinere Bedürfnisse, das ihm Adolf verehrte, das aber gewiß von Theresens Geschmack gewählt, und von ihrem aufgesparten Nadelgelde angeschafft war; denn der Knabe — das wußte Vic-

tor, nicht aber der Vater — hatte sein Geld anders verwendet.

Diese kleine Feierlichkeit hatte die ganze Gesellschaft zu einer sanften und offenen Fröhlichkeit gestimmt, die im Schlosse des Barons weit seltner war, als in der Hütte manches seiner Sclaven. In dieser Stimmung fuhr man zur Kirche, in derselben kehrte man zurück, und ging zur Tafel. Das Gespräch war immer noch diesen Gegenständen verwandt. Victor hielt allen stillen Familienfesten eine Lobrede voll Feuer und Herzlichkeit.

„Wahrhaftig," sagte er unter Anderm; „die sogenannten gemeinern Stände — ich meine, der Handwerker, der Landmann, haben vor uns in dieser Rücksicht einen beneidenswerthen Vorzug. Er hat alle Wochen, nach sechs sauern Tagen, seinen Fest- und Ruhetag, und bei höhern religiösen Veranlassungen hat er deren einige. Ihm gewähren sie wahren Genuß. Ihr Andenken versüßt ihm die ersten folgenden Arbeitstage, und die Aussicht auf den nächstfolgenden Sonntag erleichtert ihm die Arbeit der letzten Wochentage. Wir, die wir uns allenfals jeden Tag zum Sonntage machen können, haben eben um deßwillen gar keinen; ja, wir mögen gewöhnlich eben deßwegen die wirklichen Festtage nicht. Wir sollten darauf bedacht seyn, uns selbst gewisse häusliche oder historische Feste zu bestimmen; sollten gewisse Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens nur für diese frei-

willig aufheben, und dann diese Tage uns selbst und den Unsrigen so feierlich, als nur immer möglich, machen — möchten wir auch dabei unsere eigenen Herzen täuschen, die ja doch einmal getäuscht seyn wollen. Ja," fuhr er fröhlich und mit gutgemeintem Eifer fort; „wär' ich ein Hausvater, und hätte ein liebes Weib: ich würde so weit gehen, sie zu bitten — Liebe, das und jenes Leibgericht bringe nur an deinem Geburtstage auf den Tisch! Wir gehen in unsern Lieblingswald nicht eher spazieren, als den ersten Pfingsttag, wenn wir die ersten entscheidenden Einflüsse des Frühlings und des Glaubens an unser Heil feiern! Die kleinen Gesellschaftsspiele fange mit den Kleinen nicht eher an, als bis der erste Schnee fällt, und die Natur draußen uns ihre Freuden sparsamer zuzuzählen anfängt! Singen bei Tische — so gerne wir's haben, laß uns doch nur in der Regel auf die Sonntage aufheben! Ja, wär' ich ein großer Herr," setzte er noch fröhlicher hinzu: „so müßte mir meine ganze große Familie — mein Volk, meine ich — jährlich einige solche Feste feiern! Diese müßten denn schlechterdings keine andere Absicht haben, als die ganz allgemeine: daß es jedem im Volke ganz wohl wäre; daß sich der Geringere erinnerte — du bist doch auch nicht weniger — und der Vornehme, du bist doch auch nicht mehr, als ein Mensch."

„Herr," rief der Baron, indeß Theresen's seelenvoller Blick dankbar an dem begeisterten Vic-

tor hing; „Herr, Sie ereifern sich! In dem, was Sie von Ihrem Großherrnstande sagen, geb' ich Ihnen gar nicht recht. Die Menschen sind noch lange nicht dahin, und sind's jetzt nicht werth. Aber das Andere hat meinen vollen Beifall. Nun — Sie haben schon manches Gute in meinem Hause zu Stande gebracht: vielleicht führen Sie auch so Etwas herbei. Mir soll's lieb seyn, und ich werde Sie unterstützen. Aber wir müßten bald dazu Anstalt machen: denn wer weiß, wie lange wir noch beisammen sind."

„Wie so, lieber Vater?" fragte Therese unbefangen.

„Ich will nichts sagen von unvermutheten Vorfällen, die uns leicht betreffen können," fuhr der Baron fort; aber Eine Trennung kann doch nicht ausbleiben. Wie lange wird es dauern, so haben wir dich, liebe Therese, nicht mehr unter uns? Jetzt kommen die Jahre deiner schönsten Blüthe; man wird sie bemerken, wird das Blümchen sich wünschen, und du ziehest deines Weges."

Das zerschnitt Theresen's und Victor's Herz. Während einer langen Pause sah jene erblassend auf ihren Teller, und dieser rang vergeblich, eine ruhige Miene zu erzwingen.

„Es ist wahr," fuhr dann der Baron, ganz sanft und gutmüthig fort; „es ist wahr, wir werden dich vermissen; es wird eine Lücke in unserm Hause werden, welche sich nicht leicht wieder ausfüllen läßt: aber es muß einmal so seyn, und

da es so seyn muß, so will ich nicht leugnen, ich wünschte, es geschähe bald."

Theresen rollten zwei große Perlen über die erblaßten Wangen. Sie saß neben ihrem Vater, faßte seine Hand, drückte sie an ihr Herz, und sagte mit innigster Rührung:

„Warum muß es seyn? Hier ist mir so wohl!"

„Das ist Ziererei," antwortete der Baron. „Du bist kein Kind mehr, und wirst wahrlich die Zahl der ledigen Fräulein Tanten nicht vermehren wollen; und wolltest du's, so wär' es die größte Albernheit von der Welt. Doch ich weiß nicht, wie ich in dieß Capitel gekommen bin! Ich wollt' es mit dir verhandeln, aber nicht gerade jetzt. Indeß da es einmal geschehen ist, so laß es dir nicht umsonst gesagt seyn, sondern nimm's in Ueberlegung."

Keines erwiederte einen Laut. Der Baron setzte hinzu:

„Ehe ist doch einmal das Glück und die erste Bestimmung deines Geschlechts: ist das nicht ausgemachte Wahrheit, Herr Liebert?"

„Bestimmung — gewiß; aber Glück freilich nur unter gewissen Bedingungen."

„Nun ja! Welcher Vater würde aber auch seiner Tochter einen Gatten wählen, mit dem er sie unglücklich machen müßte! Sind aber die Verhältnisse, ist der Gatte nur nicht geradezu schlimm: so liegt es an dem Weibe, wenn sie nicht glücklich wird. Das ist mein Glaube. Sie kann

und muß ihre Neigungen und ihre Weise nach dem Gatten und seiner Weise beschränken. Sie muß keine andern Wünsche in sich aufkommen lassen, als die sie in ihren Umständen mit Fug und Recht befriedigt sehen kann. Anfangs mag das zuweilen bitter schmecken: aber nach und nach gewöhnt sich das Herz daran; sie bleiben seine einzigen, und man ist glücklich."

„Sie kämpft sich höchstens am Ende in diesen Zustand, den Sie Glück nennen," sagte Victor.

„Ohne Kampf gibt's nichts von Werth in der Welt! Und was wollen Sie sagen mit dem Ausdruck: was ich Glück nenne? Ist's etwa keines?"

Bei diesen Worten sah der Baron Victor'n mit einem scharfen Blick an, und dieser erwiederte:

„Es ist ein Zustand, wo das Weib allerdings Etwas nicht hat, das sie unglücklich machen würde: wir müssen aber doch auch etwas Positives, etwas Wirkliches, besitzen, das uns wohl thut, sollen wir glücklich seyn."

Man merkte es dem Baron deutlich an, daß er das Gespräch abgebrochen wünschte, ohne jedoch den Schein zu geben, als habe er es aufgeben müssen. Er suchte ihm daher eine scherzhafte Wendung zu geben, wie übel ihm auch der Ton dazu gelang. „Sie sind ein artiger Mann," sagte er, „und scheinen auf die Rechte der Männer eben nicht eifersüchtig zu seyn." Dann klingelte er den Bedienten und hob die Tafel auf: wartete aber, wider Gewohnheit, bis die Andern sich ent-

fernet hatten. Therese wankte hinaus, schweigend wie das Lamm, das es ahnet, zur Schlachtbank geführt zu werden.

Den zweiten Weihnachtstag war die ganze Familie zu einem benachbarten Edelmann geladen, der ein alter Freund des Barons war, und den dieser oft zu besuchen pflegte. Der Baron erinnerte alle am Abend an diesen morgenden Besuch, und setzte hinzu, indem er sich ernst-freundlich an seine Tochter wandte: „Es wird viel Gesellschaft da seyn; ich werde mit deinem Weihnachtsgeschenke prunken!"

Therese verstand den Wink, kleidete sich den folgenden Tag sehr gut, und die Gesellschaft fuhr zum Herrn von U—

Der Herr von U— war Oberster unter der russischen Armee gewesen, und noch jetzt ganz und einzig Soldat. Alles, was damit nicht zusammenhing, war ihm nichts — auf der Welt nichts: was aber näher oder entfernter darauf Bezug hatte, setzte seinen, sonst nicht eben thätigen Geist in einen gewaltigen, wirbelnden Schwung. In seinem Gute war alles auf militairischen Fuß eingerichtet, und sein Schloß wie stets im Belagerungsstande. Er hatte keinen Prediger, sondern einen „Feldprobst;" keinen Pachter, sondern einen „Proviantcommissair;" keinen Hausverwalter, sondern einen „Platzmajor." So schickte er auch keinen Boten weg, sondern „Ordonnanzen," ritt

nicht spazieren, sondern „recognoscirte," und commandirte früh seine „Truppen," in der Scheune zu dreschen. Sein altes, weites Schloß war von einem breiten Wassergraben umflossen, über den eine Zugbrücke führte. Aus der mit Schießscharten durchbrochenen Mauer lauschten, nach jeder Windseite zu, die Mündungen einiger Böller, und schienen umher zu wittern, ob alles geheuer sey. Ihre hehre Ruhe ward regelmäßig nur zweimal des Jahres gestört: am Geburtstage des Herrn Obersten, und bei der Wiederkehr des Tages, wo er einstens, gegen die Muselmänner, fechtend für seine Kaiserinn, eine Streifwunde an der rechten Wade erhalten hatte. Doch wurden Ausnahmen von der Regel verstattet. Jetzt nahten sich die Schlitten unserer Familie. „Achtung!" rief eine fürchterliche Stimme hinter der Mauer; die Zugbrücke senkte sich mit unwilligem Knarren des Räderwerks und Gebelfer der Taue herab; jetzt beschritten die Pferde die Brücke: da blinkren die Böller und verkündigten krachend die Ankunft der Herrschaften.

Es bedurfte einer solchen Harlekinade, die Ankommenden zu ermuntern; denn unter Wegs hatte jedes seinen eigenen Gedanken nachgehangen, und den rauhen Wind zum Vorwand des Stillschweigens genommen. Unter der Thüre empfing sie die gewaltige Corpulenz des Obersten in Staatsuniform, mit Federhut, Stiefeln und Sporen. Der dicke Herr lachte ihnen laut entgegen über

seinen — wie er selbst gestand — vortrefflichen Einfall, seine Gäste so zu becomplimentiren. Dem Fräulein sagte er beim Hinaufführen: „Hab' ich's nicht gemacht, als wenn heute hier Hochzeit wäre? Nunu, schönes Kindchen, was nicht ist, kann noch werden." Victor beschloß mit Adolfen den Zug.

Eben war der Oberste mit unserer Familie in's Zimmer getreten, als unten von neuem die Kanonen erkrachten. Der Oberst brach den Empfang mitten im Wort ab, durch den Ruf: „Halt! ein neues Corps!" Und damit wälzte er sich zur Thüre hinaus, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete. Einige Familien aus der umliegenden Gegend, dem Baron und den Seinigen sämmtlich bekannt, hatte man schon im Zimmer gefunden. Man scherzte über den Einfall des Obersten: da brachte dieser eine junge, glänzende Dame hereingeführt, die von Niemand gekannt wurde, und der ein junger, ansehnlicher Mann in russischer Uniform folgte.

„Meine Herrschaften," rief der Oberst, die Fremden vorstellend, „Fräulein R., meine goldige Nichte aus Finnland und in Zukunft unsere liebe Nachbarinn! Meine junge Herren," setzte er leise hinzu — so leise, daß es die ganze Gesellschaft hörte, „ich bedaure unendlich: sie ist Braut!" Nun faßte er den Gesellschafter der Dame an der Hand, zog ihn in den Mittelpunkt und rief allen Anwesenden zu: „Der Herr Major von R., mein wilder Neffe! Der ist noch kein Bräu-

tigam," setzte er so leise wie vorhin hinzu, indem er sich an Theresen und einige andere jungen Damen wendete. Die Kanonen ertönten von neuem. „Schon wieder Allarm?" rief der Oberst. „Vorwärts!" Damit war er wieder zur Thür hinaus.

Nach und nach führte er eine große Gesellschaft zusammen. Sie theilte sich in kleine Gruppen von Bekannten. Am ersten fanden sich die jungen Mädchen zu einander, und um sie summten nun die eleganten Herren, wie Bienen, und suchten Süßigkeiten. Erfrischungen und die dort vor der Mahlzeit gewöhnlichen Liqueurs wurden herumgegeben. Alles war in fröhlichem Getümmel. Die Augen der jungen Damen waren hauptsächlich auf den Major gerichtet. Dieser war gegen alle zuvorkommend und artig, suchte aber doch auf nicht unfeine Weise Theresen auszuzeichnen. Victor bemerkte das sehr gut aus der Ecke des Saales, in welcher ihn einige wenig geachtete, krüppelhafte Herren mit einer endlosen Geschichte von einem gewissen vermaledeiten Fuchse, der sie schon volle acht Tage gefoppt habe — gefangen hielten. Das Blut drang ihm ängstend zum Herzen. Er gedachte des gestrigen Gesprächs, verglich die heutigen Verhältnisse: es kostete ihm Anstrengung, sich loszuwinden von der bösen Laune, die mit Polypenarmen sich um sein Herz klammerte und es zusammenpreßte.

Jetzt ging man in das Tafelzimmer. Therese und die Nichte des Obersten, die indessen gute

Bekanntschaft gemacht hatten, wollten sich zusammensetzen: aber der Oberst legte sich gar ernstlich drein. „Neveu Major!“ rief er, „weiß Er nicht besser Posto zu fassen? Nichtchen Schwarzauge: laß dir's einmal an meiner Seite gefallen!“

Mit diesen Worten zog er die Nichte fort, und der Major nahm ihren Platz bei Theresen ein, indem er die zudringliche Gefälligkeit des Wirths gegen ihn entschuldigte. Victor setzte sich absichtlich zwischen jene zwei invalide Herren an das Ende der Tafel: hier konnte er Theresen, ohne daß es auffiel, immer im Auge haben. Der Major war mit Artigkeit um seine schöne Nachbarinn beschäftigt, und suchte sie mit gewandter Kunst bestens zu unterhalten. Therese nahm seine Bemühungen mit geziemender Aufmerksamkeit auf, und schien sich nicht übel an ihrem Platze zu befinden. Victor wurde von seinen Nachbarn in seinen Beobachtungen nicht gestört: denn, was diesen wichtig war, fanden sie nicht an ihrer Seite, sondern vor sich. Und wie viel war dessen! — Victor saß auf Dornen. Um jeden freundlichen Blick, um jedes freundliche Wort, um jedes Lächeln von Theresen beneidete er den Major; und gleichwohl konnte selbst seine Eifersüchtelei sie darum nicht tadeln — denn der Major benahm sich liebenswürdig, und was wollte denn er, der arme Liebert, von dem freundlichen Mädchen? Der Dorn drückte sich allmählig tiefer in sein Herz, sein Blut wallte auf gegen den glücklichen Ma-

jor: und gleichwohl wußte er nicht das Geringste gegen ihn aufzubringen — denn was that er Tadelnswerthes? sollte er sich etwa um den Hofmeister des Bruders seiner Nachbarinn bekümmern?

„O, du bist doch ein Wurm," sagte Victor zu sich selbst. „Und warum? Weil dein Vater ein Pfarrer ist, und nicht einer von denen da!" Seine Augenbraunen wollten sich zusammenziehen. „Nein, ein Wurm bist du eben nicht, aber ein Narr!" fuhr er nach einer Weile fort, und alle Bitterkeit in seiner Seele wendete sich gegen ihn selbst. Endlich flüsterte ihm ein besserer Genius zu: „Thor, willst du dich verrathen? dich lächerlich machen und preisgeben? Wenn man dich jetzt mit dem Major vergliche, müßtest du nicht mit allem Recht verlieren?"

Er wollte sich herausreißen, zwang seine Miene zur Heiterkeit, und suchte an dem allgemeinen Gespräch der Gesellschaft Theil zu nehmen. Es war bis jetzt noch politisch, und zwar saß man eben in der Nationalversammlung.

„Hab's immer noch nicht glauben wollen," fuhr der Oberst zum Baron Th. im Verlauf des Gesprächs fort. „Also rein abgeschafft, sagen Sie? glatt weg? mir nichts, dir nichts? Die Menschen sind toll, sag' ich Ihnen, meine Herren! Sehen Sie, ich schließe so: Haben sie den Erbadel abgeschafft, so müssen sie ja auch Bürgerliche zu Kammerherren, zu Oberhofmeistern, ja auch zu Obersten und Generals machen! Gerechter Gott,

ist denn da ein Fünkchen Verstand drin? Ueberdenken Sie sich die Sache nur ganz ruhig und mit gesunder Vernunft; ein Kind muß da begreifen, daß das Ding keinen Bestand haben kann!"

Der Baron lachte; manche Herren gaben dem Schlusse des Wirths, der so ächten Johannisberger aufsetzte, den lautesten Beifall, und beriefen sich auf seine und ihre eigene, gesunde Vernunft.

„Curios," fiel einer von Victor's Nachbarn träge ein und klingte spielend mit der Gabel an das Weinglas. „Curios! Ja, sie haben noch was so glatt weg abgeschafft; es wollt' es Einer im Hamburger Correspondenten gelesen haben: was war's doch?" „Die Tauben," fiel Victor trocken ein, und der Saal erschallte von lautem Gelächter. „Richtig! die Tauben! Den Erbadel und die Tauben! Curios!" bekräftigte es der Herr Nachbar.

Nun war der fröhliche Ton einmal angestimmt und nun wurde er erhalten. Victor's Eifersucht spornte seinen Witz; den Major trieb ein heimlicher Neid gegen den erwachenden Nebenmann, von dem er bisher nicht die mindeste Kunde genommen; und so wurden diese beiden jungen Herren gar bald die Hauptunterhalter der Gesellschaft. Der Major bediente die Damen mit Artigkeiten, die Herren mit drolligen Anekdoten; Victor schob, wo sich's irgend thun ließ, witzige, zuweilen etwas schneidende Einfälle und feine Bemerkungen ein. Beide gefielen; aber der erste bekam bei weitem

den größten Theil der Versammelten auf seine Seite — wie das überall geschehen seyn würde. Spaß, viel Spaß: nur nicht auf eigene Kosten; lachen, viel lachen: nur nicht denken — was beschwerlich fällt. Doch hatte Victor's Partei zwei mächtige Heerführerinnen: Theresen und die Nichte des Obersten, deren feuriges Auge zuweilen sehr belohnend unter den schwarzen Braunen hervor, Victor'n zulächelte.

Endlich wurde das letzte Hilfsmittel gegen die Langeweile an den Tafeln der Reichen herumgegeben — die leidigen Devisen. Der Major reichte das bunte Gemengsel Theresen, diese nahm eine sehr unschuldige Zitronenblüthe, der Major folgte und griff nach einer hochgelben Feuerlilie. Er öffnete zuerst, las, und war ganz entzückt. Er hielt den Zettel Theresen vor; auch sie mußte lesen, erröthete leicht, und wollte nun ihre eigene Devise nicht öffnen. Der Major drang in sie, ließ nicht nach — sie mußte nachgeben. Sie erbrach also, las seitwärts vor sich: aber der gewandte Major guckte unbemerkt über ihre Schulter mit hinein. Therese erröthete höher, drückte das Blättchen augenblicklich zusammen und warf es scherzend weg. Victor saß auf glühenden Kohlen. Der Major klatschte in die Hände, deutete auf das weggeworfene Papier, und raubte dem Mädchen im Augenblick einen Kuß.

„Wohl bekomm's, Herr Neffe!" rief der Oberst, indem er ein volles Glas ausleerte. In Victor's

Brust wendete der haftende Dorn sich um. Er konnte Theresen nicht mehr ansehen.

Von den Herren, die jetzt beim zweiten Gange der Flaschen waren, wurden die meisten nun allzulaut, und verschiedene etwas unartig. Therese stand leise und unbemerkt auf, ging zu Fräulein R., flüsterte ihr einige Wörtchen zu: diese winkte beifällig, stand gleichfalls auf, andere junge Damen folgten: alle entfernten sich leise. Therese warf im Gehen Victor'n noch einen wohlwollenden, freundlichen Blick zu: aber der leidenschaftliche Mensch sah ihr starr und kalt, wie Eis, in's Gesicht. Kaum hatten die Damen die Thüre erreicht, als der Major schäkerhaft aufsprang, und mit noch einem jungen Herrn nachschlüpfte. Die übrigen Herrschaften schienen von alle dem keine weitere Kundschaft zu nehmen. Mochten die Plätze neben ihnen leer werden: blieben doch die, vor ihnen, so gut besetzt! Victor quälte sich selbst ab in Eifersucht, sogar in Ungerechtigkeit gegen die schuldlose Freundinn; er saß still und zerstreut, sah auf einen Punkt, und ließ die Furien an seinem Herzen nagen. Es war ein Glück für ihn, daß die Herren, jetzt unter aller Beobachtungsfähigkeit, sich um ihn nicht im mindesten bekümmerten. Endlich machte der Baron Th— Aufstand, und alle folgten mit lautem Geräusch. „Was Teufel," rief der Oberst; „wo hat denn der Wind den Neffen Major hingeblasen? Der ist desertirt oder — gefangen! Gefangen — jaja, gefan-

gen!" rief er mit lautem Lachen. Herr Nachbar: auf ein Wort!" fuhr er zum Baron Th— fort, indem er ihn allein an ein Fenster zog. Die beiden Herren sprachen nun leise, und beide mit sichtbarer Freude und Einstimmigkeit. Victor glühte. —

Jetzt wurden die Spieltische geordnet. Victor spielte sonst nie in solcher Gesellschaft; aber, wie in Betäubung und Ingrimm, griff er nach dem dargebotenen Blatte, setzte sich zum L'hombre, kam an den Tisch, wo der Baron Th— saß, spielte zerstreut, folglich schlecht, und verlor stark; was denn, wie wenig er das Geld liebte, doch seine Erbitterung noch mehren mußte. —

Endlich machten einige Familien Anstalt zum Aufbrechen. Die Damen fanden sich wieder ein, der Major sehr munter unter ihnen. Fräulein R. blieb im Vorübergehen eine Minute bei Victor'n stehen:

„Gehören Sie denn auch unter die Männer, für welche die Karten-Damen die einzigen interessanten sind? Wir hatten auf Sie gerechnet. Drüben steht ein Pianoforte. — Mein Bruder hat uns noch übel und böse durchgeholfen."

„Und der spielt schlecht genug," sagte der Major, der eben vorüberging.

„Ja; aber er glaubt das nicht," fuhr die Schwester neckend fort.

„Und doch hört er's so oft von dir!" entgegnete der Major. —

„Da hättest du also die beste Gelegenheit ge-

habt, den gleissenden, hochfahrenden Herrn einiges Uebergewicht fühlen zu lassen, und du Thor hast sie vorbei gelassen! Und was sagte jener Blick Theresen's, als sie vom Tische wegging, anders, als du möchtest folgen?" So sprach der arme Victor nun zu sich selbst. — Man nahm Abschied. Der Major sprach einige Worte mit dem Baron allein, und begleitete dann Theresen an den Schlitten. Als der Baron einstieg, sagte ihm der Major:

„Ich darf also kommen, Herr Baron?"

„Ich halte Sie beim Wort!" war die Antwort. Nun wollte Therese einsteigen. Der Major unterstützte mit seiner Linken die ihrige, seine Rechte beugte er sanft um ihre Taille, und so hob er sie in den Schlitten, indem er im schmeichelhaftesten Tone sagte: „Darf ich hoffen, daß auch Ihnen mein Besuch nicht zuwider ist?"

„Welche Frage — Herr Major!" sagte Therese ausweichend, doch verbindlich.

„Gute Nacht, Herr Wildfang!" rief nun der Major Adolfen fröhlich zu und küßte ihn. „Gute Nacht Herr... beschloß er kurz und leicht hingeworfen, und indeß er noch an Victor's Namen suchte, war das Fuhrwerk, unter Kanonendonner, davon geflogen.

Es war ein schöner Winterabend. Der halbe Mond stand hell und freundlich am Himmel, und schien mit seinen offenen Armen die Sterne um-

fassen zu wollen, die aber vor seinem Lichte erbleichten. Die Luft war kalt, doch ruhig. Victor hüllte sich in seinen Pelz, sah und fühlte von dem allem nichts. Er war still, wie die Natur umher, aber nicht ruhig, wie sie. Therese sprach gleichfalls wenig: aber desto mehr der Baron, der vom Lobe des Majors überströmte. Endlich wendete er sich an Victor: „Sie sind verdrüßlich. Sie haben viel im Spiel verloren, dünkt mich. Aufrichtig: ich wundere mich über Sie; sonst spielen Sie nie hoch, und spielen auch besser!"

Therese hatte des Freundes Stimmung längst bemerkt. Sie saß, vor der Kälte in sich selbst eingenistet, höchsteinnehmend da: ihr schönes Gesicht von einer Seite durch den Mond lieblich erleuchtet, von der andern in milden Schatten gesetzt; in ihrem glänzenden Auge das Bild des Mondes wiederstrahlend; auf den Spitzen ihres Zobels die kleinen, leuchtenden Pünktchen vom Hauche ihres Athems; den Blick besorgt und verstohlen auf Victor'n geheftet. — So hatte sie mehrmals versucht, ihn in's Gespräch zu ziehen, und dann vielleicht munter zu schwatzen: aber er hatte nur kurze Antworten und blieb verdüstert. Das schmerzte sie; sie wagte endlich nicht, ihn öfter anzureden, und schwieg nun auch. Victor fühlte, daß er ihr wehe gethan, fühlte, daß sie es nicht verdiene; ergrimmte noch mehr über sich selbst, und vermochte doch nicht, sein Unrecht zu vergüten, oder nur, es zu verdecken. Er hatte sie nie so innig, so ver-

götternd geliebt, als jetzt; und handelte wie ihr Feind — ihr erbitterter Feind. —

So kam man Abends spät in X — an. Victor empfahl sich sogleich, und hörte nur noch, daß der Baron Adolfen ihm nachsandte, Theresen aber freundlich einlud, ihm noch ein Stündchen verplaudern zu helfen — was ganz wider seine Gewohnheit war.

Der heftige Unmuth, der in Victorn tobte, verbrauste endlich in der Einsamkeit und Stille der Nacht, und geistige Ermattung folgte auf die gewaltsame Anstrengung. „Ach, daß du dich ohne Noth in all' die Verwirrung stürztest! daß du doch noch in dem friedlichen Dörfchen deiner Kindheit, oder unter den Freunden deiner Jugend lebtest!" Dieser Gedanke erwachte jetzt zum erstenmale hell und lastend in seiner Seele. Nach langer Pause fuhr er fort:

„Dieser Tag hat dir dein eigenes Herz aufgeschlossen. Du liebst Theresen — du liebst sie auf Leben und Sterben. Und nimmermehr kann sie die Deine werden. Sie liebt dich nicht — Und auch wenn sie dich liebte: Nimmer-, nimmermehr!"

Das, wenn auch nur sich selbst, abgelegte Geständniß erleichterte ihm das Herz; und jedes reine Herz kann, erleichtert, sich bald erheben. „Wie denn?" fuhr er fort. „So wäre alles Würdige und Gute, das du gedacht, gewollt und versucht, dahin, und durch eine Leidenschaft? durch

eine Leidenschaft, auf die du noch obendrein vorbereitet seyn konntest? Da sey Gott vor!" —

Es litt ihn nicht mehr auf seinem Sitze: schöner belebt ging er lange auf und ab. Nur wenig Sprossen tiefer senkte sich dann nochmals sein Geist auf seiner Himmelsleiter. „Als ich vor noch nicht zwei Jahren das erste, heitre Morgenroth aus den Wolken in die See herabschwimmen sah," fuhr er fort, „da stieg mit ihm mein guter Engel hernieder. Er winkte mir Beifall, daß ich ein bequemes Leben der Gefahr geopfert hatte. Menschen sollst du kennen, und in ihnen Brüder lieben lernen, sprach er mir zu. Erfahrungen sollst du sammeln, und dadurch weiser und wohlzuthun fähiger werden. Gutes sollst du sehen, das nicht gethan wird, sollst dich erzürnen, und es selber thun! Dann sollen dich deine Brüder wieder lieben, und achten, und einst dein Grab dankbar besuchen. — Und nun, wie fühle ich mich? Verschüchtert gegen meine Brüder; durch Verstimmung gehäßig; und all' das Gute, das ich hier wirken soll, das ich hier wirken kann, möchte ich aufgeben, und gehen."

Er erschrack vor sich selbst in diesem Bilde; und der Schrecken trieb sein besseres Wesen wieder hinauf, wo sein rechter Platz war. „Nein, nein," rief er aus. „So soll's nicht seyn, und so soll's nicht werden! Es ist beschlossen: sie soll aus diesem Herzen, diese unselige Leidenschaft! Dann werd' ich wieder frei dastehen, jedem wieder

offen in's Gesicht sehn, jedem wieder sagen können, was er verdient und was ihm gut ist. — Ja, ich will es; und Gott wird meinem Willen Kraft und Ausdauer verleihen!"

Sein Herz schlug rascher und mächtiger, seine Brust hob sich stolzer, seine Augen funkelten von edlem Feuer. Nach langer Weile fuhr er sanfter, doch nicht weniger fest fort:

„Du, meine erste, meine einzige Liebe — ewig theuer sollst du mir bleiben: aber nie — nie es erfahren! Deines Gleichen werde ich nicht wieder finden auf der weiten Erde — Was braucht's auch? An deinem unvergänglichen Bilde soll mir genügen."

Lächelnd fuhr er fort, indeß seine Thränen sanft flossen —

„Wie erzählt dort die heilige Geschichte von dem Kaufmann? Er verkaufte all' seine Habe, erhandelte eine köstliche Perle, und hatte für immer genug daran — Freilich, die Perle war sein! — Nun: er war ein Kaufmann! Schöne, mildglänzende Perle — ich will dich betrachten, nur wie ein Kenner, der deinen Werth versteht, sich deiner Herrlichkeit freuet, auch wenn du eines Andern Eigenthum bist, aber nie in Versuchung geräth, die Hand begehrlich nach dir auszustrecken."

Nun, da sein Gefühl beruhigter war, ward es auch lichter in seinem Geiste. Er untersuchte nun, wie er im Einzelnen sein Betragen gegen Theresen einzurichten habe: denn er wußte,

daß jeder allgemein, wenn auch noch so fest gefaßte Entschluß, sonst durch die Leidenschaft gebrochen wird. Dann beschloß er: „Blühe fröhlich, du schöne seltne Blume, gepflegt von der Hand des Gatten, den das Schicksal dir bestimmt hat! und möge nie ein Sonnenbrand deine zarten Blätter versengen! Kein Gedanke von dem, was ich um dich gelitten habe, um dich noch leiden werde, soll deine glücklichen Tage verbittern. Lebe wohl, du, meine Einzige!“

Die Uhr schlug; es war Morgens drei. Er legte sich leise nieder, als fürchte er liebend irgend einen glücklichen Schläfer zu wecken; und ruhte sanft bis an den Morgen. Als er vom Lager aufstand, dachte er an seine Vorsätze, und ward ängstlich. Er erfuhr, wie wir so stark, so muthig sind, wenn wir alle in unsere Hand gegebene Zukunft in Einen männlichen Vorsatz zusammenfassen; und wie so schwach und klein, wenn nun die Wirklichkeit jenes Ganze in hundert einzelne Theilchen zerstückelt, und zwischen jedes Theilchen kalt eingreift. — So sehen wir das schöne Saatfeld aus der Ferne als Einen frohgrünenden Teppich, und bei'm Herannahen liegt zwischen jedem Hälmchen etwas von schwarzer Erde und schauet trennend hindurch. —

Theresen so selten als möglich zu sehen, noch weniger allein: das waren die ersten Grundlinien des neuen Lebensplans. Die ersten Tage — bis jene Entschließungen durch Uebung und Zeit noch

fester geworden, sollte dieser Vorsatz mit verdoppelter Aufmerksamkeit ausgeführt werden. Deßhalb hatte er sich vorgenommen, heute mit Adolfen, der nach des Barons ausdrücklichem Willen schon jagen mußte — der Einladung eines benachbarten Edelmanns zu einer Jagd zu folgen. Jetzt sollte er sich dazu ankleiden. Aus allen Winkeln schien es ihm zuzurufen: „Bleib! bleib!“ Er stockte, er lauschte: aber er sprach dennoch: „Ich gehe hin!“

Er ging zuerst hinab in das gemeinschaftliche Wohnzimmer, um es dem Baron mitzutheilen. Dieser war nicht gegenwärtig. Therese saß bei ihrem Nähzeug: trübe ihr Auge, und doch so seelenvoll! blässer, als gewöhnlich, und doch so lieblich! — Sie ließ die Hand von der Arbeit in den Schoos sinken, und sah Victorn freundlich an; ihr ganzes Wesen war in den bezaubernden Flor stiller Wehmuth gehüllt, durch den dieser freundliche Blick wie ein Juwel durch den Schleier flimmerte. — Sie begann:

„Sie schienen mir gestern nicht wohl: und nun doch im Jagdkleide? So hab ich mich geirrt?“

„Ja, mein Fräulein. Ich bin nicht krank. Wo ist Ihr Herr Vater?“

„Er wird den Augenblick wieder hier seyn. Er wurde hinaus gerufen —“

„Haben Sie auf das gestrige Fest wohl geruht?“ fragte Victor.

„Wenigstens besser, als Sie,“ sagte Therese;

und da Victor stutzte, setzte sie erröthend und etwas verlegen hinzu: „Sie haben wohl gar nicht geschlafen? Ihr Licht hat mir's verrathen — —"

Da trat der Baron herein. Victor theilte ihm sein Vorhaben mit. Er lobte es, und setzte nun hinzu:

„So soll ich heute allein hier seyn? Ich werde zum Obersten U — reiten!"

Das vewundete Victors Herz von neuem. „So bist du wieder Ursache an der Beschleunigung gewisser Angelegenheiten!" sagte er zu sich selbst. Er erbot sich, zu Hause zu bleiben; der Baron ließ es nicht zu. Therese sah unverwandt auf ihre Arbeit. Victor stand noch unschlüssig, der Baron trieb ihn mit Adolfen fort.

Schwer und schweigend ging Victor: aber bald raffte er sich zusammen, und plauderte absichtlich recht viel mit Adolfen, der sich unterdeß mit seinem großen Caro unterhalten hatte. Das Gespräch zerstreute ihn, die Jagd noch mehr: so kam Victor Abends mit seinem Adolf nach Hause. Beide traten in das Wohnzimmer. Therese war wieder allein, der Vater noch nicht zurück. Sie war eben beschäftigt, ein Paket zu öffnen. Victor wollte gehen; sie rief ihm zu;

„Bleiben Sie doch! Etwas Neues — Auch für Sie! neue Musikalien von der Breitkopf'schen Handlung in Leipzig!"

Ihr Blick war weit ruhiger, als diesen Morgen; ihre Stimmung schien sogar leicht und hei-

ter. Victor trat hinzu, half auspacken und durchsuchen. Man blätterte hin und her, freute sich auf das und jenes; legte weg, nahm wieder, legte nochmals weg, kramte weiter: da fand Therese: Lieder von Göthe mit Melodien von Reichard. — In freudiger Erwartung blätterte sie und Victor darin. Beide erblickten in Einem Moment die Ueberschrift: Erlkönig.

„Ach, meine Lieblingsballade!" riefen beide wieder zugleich.

Sie kannten das Gedicht, nicht aber die Musik. Therese bat: Victor spielte und sang. Jetzt endigte er, und der überraschende schauerliche Schluß der Verse, so wie die ganz angemessene Melodie, riß Beide so hin, daß sie noch eine lange Weile stumm dasaßen, und auf das Blatt sahen. Immer noch erklang es in ihnen:

„In seinen Armen das Kind war todt!" —

Therese sammelte sich zuerst wieder. Adolf war indessen auf seine Stube gegangen.

„Lassen Sie uns weiter suchen," sagte sie mit erzwungener Gelassenheit; etwas weniger Trauriges! —

Sie schlug einige Blätter um, und fand: Jägers Abendlied. — Sie vermuthete es ganz anders, als es ist, und sagte scherzend:

„Da, gewaltiger Jäger: singen Sie ihr Abendlied! —

Victor, der sich dieses Gedichts so wenig, als

sie, im Augenblick erinnerte, spielte die, bei größter Einfalt ausdrucksvolle Melodie, und sang:

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr:
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch's Feld und liebe Thal,
Und, ach, mein schnellverrauschend Bild —
Stellt sich's dir nicht einmal?

Der Ton seiner Stimme wollte brechen; seine Hände zitterten; er faßte sich, spielte und sang weiter:

Des Menschen, der die Welt durchstreift,
Voll Unmuth, voll Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Therese hing sanft weinend über seinem Stuhle — Er fuhr fort:

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn:
Ein süßer Friede — —

„O Gott! Gott!“ rief er tief aus der gepreßten Brust, riß sich auf, wollte fort — Therese hielt ihn auf, und schluchzte laut. Victor stand da, bedeckte sich mit den Händen Augen und Stirne; Therese, geisterbleich, legte die zitternde Hand auf seine Schulter, lehnte ihr Haupt an seine Brust, sahe dann zu ihm auf mit thränenvollem Auge,

und lispelte leise, wie der Westwind durch die Cypresse, welche die Urne einer früh verstorbenen Braut umschattet.

„Ach, mein Freund — mein bester, einziger Freund!"

Habt ihr Gefühl für unsern und ihren Freund? habt ihr Gefühl für ihn, jetzt in der entscheidenden Stunde, wo höchster Schmerz und höchste Wonne in ihm durcheinander griffen? Seiner nicht mehr mächtig, umschlingt er die Geliebte, ruft ihren süßen Namen wiederholt, und drückt glühende Küße auf ihre brennenden Wangen. Sie verbirgt ihr Gesicht hingegeben an seiner Brust: da trifft ein Blitzstrahl des Bewußtseyns Victors Herz —

„Ich Unglücklicher, was habe ich gethan?" rief er aus — beugte sich gewaltsam zurück — Sie ließ ihn nicht; sie flüsterte:

„Dein! Dein!" und drängte sich von neuem an seine Brust. Jetzt faßte Victor stark und kräftig die Bebende in seinen linken Arm, hob die geöffnete Rechte gen Himmel, und sagte:

„Gott, du weißt es, wie ich gekämpft, wie ich gerungen habe! Ich bin ein Mensch — weiter kann ich nicht!"

Da erschallte die Stimme des Barons fürchterlich auf dem Hofe:

„He, Christoph! Peter! Johann! wo hat das Wetter euch alle!"

Victor stürzte fort. Der Baron hatte ihn nicht gesehen.

„Ja, sie liebt mich," rief Victor, als er auf sein Zimmer kam. Entzückend und schrecklich zugleich! „Und ich — ich war es, der dieß Geständniß hervorrief! Gott, was kann dein Mensch seyn, und was soll, was will er seyn! — Gestern an dieser Stelle: wie fühlte ich mich da! Und jetzt? — Kann ein einziges rührendes Wort die festesten Entschlüsse vernichten: o so ist es Uebermuth oder Spott, von Festigkeit, Charakter und versuchter Tugend zu sprechen! so lasset uns geniessen, und es treiben, wie, und so lange es geht! — Wie? ist es meine Schuld, daß sich alle Verhältnisse, die ich schlechterdings nicht voraussehen, nicht vermeiden konnte — so vereinigten, um uns zu diesen entscheidenden Minuten zu zwingen? Ist es meine Schuld, daß ich an den Abgrund gerissen wurde, der mich und sie verschlingen wird? Ich habe gekämpft, ich habe meine innigsten Wünsche opfern wollen, wie ein Mann. Mehr konnt' ich nicht. Wirke es, wie es will: ich stehe und sehe frei gen Himmel — —"

Er warf sich auf's Sopha — Endlich vermochte er fortzufahren:

„Was sag' ich? Was frevle ich? — Herr der Welt, vergib, daß mein Wahnsinn dich in seine Verirrungen verflechten will! Ich Wurm! Ich Staub! — Herr der Welt, ich grüble nicht darü-

der, ob dieß alles so geschehen mußte, und warum es so geschehen mußte! Hast du mir doch in meine Hand gegeben, was nun geschehen soll! Und das soll in meiner Hand bleiben! Noch fühl' ich Willen und Kraft in mir; noch kann ich handeln! Auf, mein Geist! Reiß dich aus dem Taumel, der dich ergriffen, aus dem Dunkel, das dich umhüllt hat! — Hinabziehen die Unerfahrene, die Vertrauensvolle, in Schmerz und gemeine Noth: nein, nimmermehr! Ich habe den Frieden ihrer Seele gestört; das stand nicht bei mir: aber ihr ihn vollends zu rauben, davor bewahre mich Gott. Ich will sie fassen, aber zurückleiten, und sollte ich selbst darüber untergehen! — Herr der Welt, sey gelobt! Ich athme wieder in deinem Licht!"

In frommer Begeisterung, das wußte Victor, sind unsere ersten Entschlüsse die besten. Bei ihnen sollten wir stehen bleiben. Senkt sich dann unser Geist mit ermatteten Flügeln, und wir kritteln, und brüten, und fassen neue Bedenklichkeiten, hinüber und herüber: so wird alles flügellahm, und gewöhnlich aus Handeln ein bloßes Leiden — ein Leiden und Klagen. Zwar überflog jenes kritische Frösteln seinen Geist, wie krieselnder Schaum das reine, siedende Silber — „Sollte es denn aber schlechterdings unmöglich seyn, Theresen dereinst als die Meinige zu umfassen? Ist denn nur hier die Welt?" — Doch kehrte er bald zu seinem bessern Selbst zurück, ohne jedoch mit sich einig zu werden, wie das, was er im Allge-

meinen beschlossen, nun im Einzelnen auszuführen seyn möchte.

So war die Nacht hingegangen. Am Morgen brachte ihm sein alter Diener mit dem Frühstück eine wohlverwahrte Rolle Musikalien. „Das gnädige Fräulein," sagte er, „schickt Ihnen hier die bewußten Noten. Sie möchten sie aber sogleich durchsehen, weil sie sie gern bald wieder haben möchte."

Victor vermuthete etwas Besonderes, denn er hatte keine Noten verlangt. Er entfernte den Alten, wickelte das Bund auf, und fand darin folgendes Blatt:

„Freund meiner Seele! Lieber theurer Mann! Der gestrige Tag hat mir Aufschluß gegeben über mein Innerstes. Verstellung gegen Dich wäre nun zu spät. Wisse es denn immer: Ich liebe Dich; ich hänge an Dir mit einer Sehnsucht, die mich verzehrt. Ich bin unfähig zu denken, mir zu rathen, mein Schicksal zu leiten. Ich stütze mich auf Deinen Arm; sey Du mein Führer — Du, der Du es bestimmt hast. Führe mich, wohin Du willst: nur daß unsere Wege Pfade des Guten bleiben. Gefahr, Leiden fürchte ich nicht, wenn Du bei mir bist. Weißt Du irgend ein Mittel, wodurch ich, ohne Verletzung des Gewissens, meinen gestrigen Eid Dir halten kann: so entdecke es mir und beruhige mein geängstetes Herz. Weißt Du keines, so wie ich leider keines weiß: so fliehe, und suche Dir an einem andern Orte die Ruhe

Deiner Seele, die ich Unglückliche gestört habe, und die deßhalb mich immer fliehen wird. Du wirst meines Lebens Glück—alle meine Freuden wirst Du mit Dir nehmen, ich werde sterben: aber ich zage nicht und blicke über mich. Thue Du das auch. Dort, wo die ewige Wage nur Gerechtigkeit zumißt, dort trennet nicht Stand, noch Menschensatzung, Seelen, die einander angehören. Dort blühen Rosen, für die, welche hier durch Dornen zerrissen wurden. Wenn Du nicht mehr um mich bist, und ich meine Jugend hinwelken sehe; so will ich zufrieden sagen: wieder einen Tag jenem Morgenroth näher! In seinem Schimmer empfange ich Dich einst, bleibe Dein, und die Seelen meiner Mutter und all' der Deinigen freuen sich mit uns, daß wir nun einander zugehören. Es wölbt sich ein Gewitter über mir, das mich vielleicht schnell dahin rafft. Auch das! Ich bin so gefaßt, mich in mein Grab zu legen, wie auf mein Nachtlager. Mein Vater dringt mit Hastigkeit in mich, den Wünschen des Majors Gehör zu geben. Ich würde Dir's nicht sagen, glaubte ich nicht, Du wissest es schon, oder müssest es doch bald erfahren. Was werd' ich einwenden, da man auf mein Bangen, auf meine Thränen nicht achtet? Ich wage um nichts, als um Aufschub zu bitten; und auch dieser wird mir so unwillig, mit so drückenden Wendungen zugestanden! Ich schaudre vor Banden, welche meine Hand fesseln würden, ohne zugleich mein Herz

umschlungen zu haben. Drum ist meine ganze Hoffnung, daß ich den Tag nicht überleben würde, der diese unselige Verbindung stiftete. Zu wem soll ich, verschüchtert, nun flüchten, als zu Dir? Die lebenvolle Welt ist für mich todt. Ich habe nur Dich. Ist mir zu rathen, so rathe Du mir; ist mir zu helfen, so hilf Du mir, Deiner Therese."

Victors Knie wankten, als er das Blatt las; er warf sich auf's Sopha, seine Augen schwammen in Thränen, er drückte den Brief an seine Lippen — Dann fuhr er auf: „Du sollst rathen! Du sollst helfen!" Und nun flogen tausend Plane ihm durch den Sinn: aber keiner verweilte so lange, daß er ihn hätte fest fassen können. Er wollte antworten, er vermocht' es nicht. So schrieb er nur die wenigen Zeilen:

„Dein engelreiner, engelguter Brief hat meine Seele betäubt; und wie süß diese Betäubung sey, so läßt sie mich doch nicht Rath finden. Nur einige Tage schenke mir, Du, mein Leben; nur einige Tage, um über mein ganzes Wohl oder Wehe zu entscheiden. Ist das wohl zu lange, um selbst sein Urtheil zum Glück oder Unglück zu fällen?"

Diese Zeilen wurden den zugesandten Noten beigelegt, und beides wohlverwahrt Theresen überschickt. Den Mittag erschien sie nicht bei'm Essen. Victor erschrack. Der Baron sagte verdrüßlich: „Ich weiß nicht, was der Närrinn fehlt! Sie hat sich entschuldigen lassen, ihr wäre nicht wohl.

Zimperei, alberne Zimperei, die den Weibern nicht auszutreiben ist, und die ich doch, wie den Tod, hasse!"

Bald nach Tisch sprengte ein Reiter in den Hof. Der Major war es. Der Baron war über seinen Besuch erfreut. Der Major fragte gar bald nach Theresen, beklagte ihre Unpäßlichkeit, und der Baron schickte unvermerkt Adolfen hinauf, die Tochter herunterzuladen.

Sie erschien nach einer halben Stunde. Ihre Wange war blaß, wenn auch die Miene sanft lächelnd; ihr Auge matt und niedergeschlagen; ihr Gang ein langsames, ermüdetes Daherschweben. Man konnte kein rührenderes Bild sehen. Der Baron stutzte bei ihrem Anblick. Er ging ihr entgegen, faßte ihre Hand, sah ihr aufmerksam in's Gesicht, und sagte:

„Du scheinst wirklich krank zu sein, mein Kind!"

„Es wird vorübergehen!" anwortete sie freundlicher. Der Major war mit Sorgsamkeit um sie beschäftigt. Sie sprach wenig, und was sie sprach, bekleidete sie mit jener schwermüthigen Freundlichkeit, die der eitle Major so ganz falsch zu erklären schien.

„Vielleicht," sagte er nach einer Weile; „vielleicht heitert Musik Sie ein wenig auf. Herr Liebert ist wohl so gefällig, etwas vorzutragen."

„Nein, nicht Musik!" fiel sie etwas hastig ein, und ein leichtes Zucken durchflog ihre Glieder. Verbessernd setzte sie hinzu: „Mein Kopf ist so

schwach — ich fürchte, ich kann Musik heute nicht wohl vertragen.“

Victor entfernte sich, seinem gebrochenen Herzen Luft zu machen. Des Abends faßte er, nach langer Ueberlegung, den Entschluß, welchen er des folgenden Tages sogleich ausführte.

Kaum drei Stunden von X— verlebte ein alter Rittergutsbesitzer seine späten Jahre mit einem einzigen Sohne in Stille und Eingezogenheit. Gekannt von den Bewohnern der ganzen Gegend, verehrt von den Guten, gefürchtet von den Uebrigen, floß ihm ein Tag wie der andere, ein Jahr wie das andere, dahin. Wenige Nachbarn suchten ihn auf, und auch diese wenigen selten: sie mogten die Ueberlegenheit seines Geistes, die Strenge seiner Grundsätze, die Geradheit seiner Urtheile so ungern ertragen, als die Einfalt seiner Lebensweise und die Würde seiner Erscheinung. Der Baron Th— war einer von den Wenigen, die mit dem Einsiedler, wie er genannt ward, noch einiges Verhältniß unterhielten. Zwar kamen sie selten zusammen, und, von Seiten des Barons, ohne Neigung oder Freude: doch dieser sprach nie anders, als mit größter Achtung von dem edlen Greise, wenn er ihn auch für einen Sonderling erklärte. Er hatte, der gescheuete Sonderling, in frühern, männlichen Jahren einem wichtigen Posten am russischen Hofe vorgestanden; war, aus Ursachen, die ihm zuerst zu jenem Namen verhalfen, von seiner Stelle ab-

gegangen, hatte sich auf sein einsames Gut geflüchtet, und in einsamer Stille nach vielbewegtem Leben sich allmählig auf die Höhe erhoben, von welcher herab man das Gewimmel des Weltlebens, wie von hohen Bergen Wolken und Gewitter, unter sich, ruhig mit ansiehet. Freilich ist die reinere Luft auf hohen Gebirgen auch kälter, und die Sonne erscheint blässer.

Der Baron hatte Victor'n schon vor einem Jahre mit dem Einsiedler bekannt gemacht: aber der alte Mann machte nicht gern neue Bekanntschaften, und hatte nichts Einladendes und Zuvorkommendes: Victor, damals mit neuen Bekanntschaften überhäuft, von vorgefaßter Meinung gegen den Greis erfüllt, hatte in seiner Nähe jene zurückdrängende Scheu, welche durchdringende und überlegene Geister gemeiniglich, und nicht selten zu ihrem eigenen Schmerz, um sich verbreiten, um so mehr empfinden müssen: da war es denn mit ihrer Bekanntschaft nicht weit gediehen. Den letzten Sommer aber bekam Victor eine besondere, nicht in diese Geschichte gehörende Veranlassung, den würdigen Mann um seines Sohnes willen sich zu verpflichten: da hatten Vater und Sohn ihm unauslöschbare Erkenntlichkeit zugesagt; und jetzt, als Therese geschrieben: „Weißt du irgend ein Mittel, wodurch ich, ohne Verletzung des Gewissens, meinen gestrigen Eid Dir halten kann, so wende es an!" jetzt wollte er die Zusage erproben.

Er ritt also zum Herrn von H—, den er lange

nicht gesehen hatte. Der graue Vater empfing ihn mit einem warmen Händedruck, der Sohn eilte ihm mit offenen Armen entgegen. Im Th— ischen Hause hatte Victor Niemandem seinen Weg gesagt; und der Baron selbst hatte ihm dieß Verheimlichen erleichtert, indem er Adolfen auf eine Jagd mitgenommen hatte.

Sobald Victor mit dem Greise allein war, sank er an seine Brust, und entdeckte ihm alle seine Verhältnisse.

„Kann irgend Jemand," beschloß er, „etwas für uns thun, so sind Sie es! Seyen Sie hier mein Vater, vielleicht unser Beider Retter, Sie, der so gern hilft, so gern rettet!"

Herr von H— hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehört; jetzt begann er:

„Ja, ich will hier als ein Vater sprechen und handeln. Sohn! Sie haben sich und jenes schöne Herz in ein gefahrvolles Labyrinth geführt. Ich darf es nicht bergen: Sie haben gefehlt!"

Victor's Ausrufungen unterbrach oder tadelte er so wenig, als er sich dadurch irren oder abwenden ließ. Er fuhr fort:

„Kannten Sie ihre Neigung zu Theresen wirklich nicht eher, als jenen Abend? Sie können das nicht behaupten! Und warum widerstanden Sie nicht den ersten Regungen, klar und gefaßt und planmäßig, wie es dem verständigen, redlichen und wahrhaft gebildeten Manne gebührt?

Sodann — kannten Sie die Neigung Theresen's zu Ihnen wirklich nicht früher, als jenen Weihnachtstag? Gestehen Sie es nur — sich selbst, nicht mir — es that dem angeregten Gefühle wohl, sich in Träumereien einzuwiegen. Und Sie wußten doch, daß jeder edle Mensch Mißtrauen in sich erhält gegen alles, was nur Gefühl, wie viel mehr, nur dunkles, verworrenes Gefühl ist! Es schmeichelte Ihnen, sich von einem so vortrefflichen Herzen gehuldigt, geliebt zu sehen; und Sie wußten doch, daß es, dieß treffliche Herz, in seiner unschuldigen Unerfahrenheit, keinen Vertrauten, keinen Führer besaß, da der, welcher allein dieß werden konnte, werden mußte, es nicht seyn, nicht werden wollte — Sie nämlich, mein Freund! — Nicht unwillig, junger Mann!" setzte er sehr ernst hinzu, indem er Victor's Hand kräftig faßte und ihm mit Würde in's Auge sah. „Nicht unwillig! Aber auch nicht verzagt," fuhr er nach einer Weile fort, und milderte den harten Druck seiner Hand. „Ich mußte das vorausgehen lassen: nun lassen Sie mich fortfahren. Uebersehe ich die Sache recht, so gibt es aus dieser Verirrung vier Auswege."

„O sagen Sie! sagen Sie!" rief Victor heftig.

„Nur vergessen Sie nicht, daß Sie in die Verirrung leiteten, und daß jeder gute Mensch zurückkehrt und zurückleitet, ohne zu fragen, ob es ihm angenehm oder schmerzlich, leicht oder schwer falle. — Der erste, der natürlichste, aber in Ihrem

Falle schwerlich zum Ziel führende Weg ist: Sie versuchen alles, was Klugheit will und Redlichkeit erlaubt, um die Einwilligung des Barons zu erlangen."

„Wie sollte ein so stolzer, unbiegsamer Mann, ohne Liebe, ohne Mitleid, jemals bewogen werden können . . ."

Der Alte unterbrach Victor'n nur mit einem scharfen, durchdringenden Blick: dann fuhr er, ohne Miene und Ton zu verändern, fort:

„Das Zweite — Sie fassen Ihre Geliebte bei dem Wort, das sie in ihrem Briefe Ihnen nur allzuleicht zu errathen gegeben hat; bringen es dahin, daß sie durch Liebe zu Ihnen Liebe und Achtung gegen den Vater, Zartgefühl und jungfräuliche Schüchternheit besiegt; entführen sie, und leben an einem unbekannten Orte mit ihr, als Ihrer Gattinn."

„Das spricht nicht mein Freund! Ich verwerfe diesen Ausweg! Fern sey es von mir, meine Ehe auf Unterdrückung auch nur eines der schönsten Gefühle meines Weibes zu gründen, und mit dem Fluche ihres Vaters beginnen zu wollen."

„Das spricht mein Freund! Nun — so warten Sie auf den Tod des Barons!"

„Und stehle ihr alle Freuden ihrer Jugend? Und lasse sie so lange sich sehnen, vielleicht siech werden, bis der Mann, der jetzt in Fülle der Gesundheit kaum fünfzig Jahre zählt, stirbt? und wir dann, wenn wir nicht eher unser Grab ge-

funden, als lebensmüde, trübsinnig wandelnde Schatten zusammen kommen, und einander vorseufzen, wie glücklich wir hätten werden können? Nein, auch diesen Ausweg verwerf' ich."

„So hören Sie den letzten!" Hier faßte er Victor's Hand von neuem stark und fest, hielt ihn daran, zog ihn näher an sich, blickte mit Größe in seine Augen, und sagte in Feierlichkeit: „Sie trennen sich, und entsagen Eines dem Andern freiwillig."

Victor'n durchzuckte der Schmerz. Er wollte die Hand losreißen, der Alte hielt sie fester und wiederholte: „Eines dem Andern! Freiwillig und edel! die Folgen allein Gott überlassend!"

Victor riß sich los, ging heftig von ihm: „Entsagen! Entsagen! Wie bald, wie leicht ist dieß kalte, zerschmetternde Wort gesagt."

„Mein Freund verwirft diesen Ausweg nicht! er kann ihn nicht verwerfen!" fuhr der Greis mit milderer Würde fort. „Noch so jung, so kräftig und feurig, und schon als Opfer für das Rechte und Gute leiden, und so schmerzlich leiden, da man doch Unrechtes thun und zur Erfüllung des innigsten Wunsches gelangen könnte: welch ein schönes, würdevolles, welch ein beneidenswerthes Loos!"

„Vater, Vater: hören Sie auf!"

„Junger Mann, junger Held: willst du diesen Weg erwählen?" sagte der Greis mit dem rührendsten Wohlwollen, indem eine Thräne seinem

Auge entquoll. Da fiel Victor ihm um den Hals, preßte seine Brust an die Brust des edlen Mannes und rief: „Ich reise! Ich entsage!"

„Gott sey gelobt! Er erhalte dich dabei, mein Sohn, und stärke Euch Beide! — Ruhe jetzt aus, du lieber Sohn, an dieser Brust, die auch von Leiden oft gepreßt wurde, und Gefühl hat für die Lasten der Brüder!" Und nun drückten sie sich noch fester an einander, und schwiegen lange. Dann fragte Victor schüchtern und leise:

„Aber was wird aus ihr?"

„Erinnere dich, Liebster," antwortete der Greis, „das Weib liebt inniger, gibt für den Geliebten eher alles hin, als der Mann für die Geliebte: aber sie liebt weniger beständig, wenn ihre Zärtlichkeit nicht neue Nahrung erhält. Gänzliche Trennung und Zeit werden ihre Thränen trocknen, werden sie heilen — gewiß heilen!"

Der Abend wollte anbrechen, Victor mußte fort. Beim Abschiede war er in einer Betäubung, welche ihn wenig sprechen ließ.

„Weiß man, daß Sie heute hier sind?" fragte der Herr von H—.

„Nein."

„Man braucht es auch nicht zu wissen. Ich werde vielleicht morgen den Baron besuchen."

Victor überhörte dieß halb und eilte fort. Aber als er hinauskam, einsam, in die düstre Oede, und die dicken Schneewolken tiefhangend ihm entgegenwogten, und alles so todtenstill um ihn her

lag, nur noch der hohle Schall von der Art des Holzhauers im Walde fernher dröhnte: da erlag sein Muth. Doch als die Bilder der Wirklichkeit nach und nach hinter den Schleier der Nacht traten, da stiegen in erhöhter Klarheit die Bilder der bessern, innern Welt in ihm auf; und er kehrte, traurig über alle Beschreibung, aber ergeben, und alles mit Vertrauen der Hand Gottes überlassend, in sein einsames Zimmer zurück.

Den folgenden Vormittag kam der Herr von H—. Er war heute besonders heiter und freundschaftlich gegen den Baron, und dieser fühlte sich dadurch gewissermaßen gezwungen, es ebenfalls gegen ihn zu seyn. Nach Ende der Tafel, bis wohin der erfahrene Alte, als wär' er noch in seinem vorigen Gesandtschaftsposten, sein eigentliches Vorhaben aufgeschoben hatte, bot ihm der Baron an, bei einem Glase köstlichen Rheinweins sitzen zu bleiben, und er, gegen seine Gewohnheit, nahm's heiter an. Jetzt waren sie beide allein, und der Baron, ohne unterbrochen zu seyn, tummelte fürder sein Steckenpferd, indem er sich in Betrachtung der neuesten Verhandlungen der französischen Nationalversammlung vertiefte. Das war Herrn von H— eben recht, und er griff nur dann erst bedeutend ein, als die Rede, wie neulich, auf Abschaffung des französischen Adels kam. Er selbst stammte, wie dem Baron bewußt, aus einem der ältesten

Häuser ab, und sprach keineswegs gegen den Adel; desto stärker aber gegen die Anmaßungen desselben. Hier gab der Baron ihm gar bald Recht — der Stolze, der so gern, und aus denselben Gründen, gegen den Stolz Anderer, als der Geizige gegen den Geiz Anderer anläuft. Nun lenkte Herr von H— ein auf den nordischen, besonders den polnischen und russischen Adel.

„Ich weiß nicht," sagte er, „wie viel oder wie wenig von allem dem, was früher Engländer, dann Franzosen, und nun sogar einzelne Deutsche gegen den Erbadel und seine Vorrechte überhaupt, philosophisch, historisch und politisch argumentirt oder declamirt haben — unbedingt zuzugestehen ist; ich, wie ich denn jetzt überhaupt nur für das Nächste sinne und lebe — ich begnüge mich mit der Gewißheit, daß es auf uns und den Adel dieses Reiches ganz und gar nicht paßt."

„Ganz gewiß, so ist es!" fiel der Baron ein, und stimmte dem, ihm neuen Gedanken um so unbedingter, um so fröhlicher bei, als er durch ihn einen gewissen geheimen Zwiespalt in seinem Innern unerwartet ausgeglichen — seinen Helden, Mirabeau, und seinen eigenen Sinn zugleich gerettet glaubte!

Herr von H— hörte seine Ausrufungen ruhig an, und fuhr dann, ohne Ton oder Manier zu ändern, also fort:

Jenes alles sey mithin ganz, oder zum Theil, oder gar nicht gegründet — ein jeder habe und

befolge darüber sein eigenes Urtheil: „aber," fuhr er fort, „darüber sind wir einig — auf Polen, auf Rußland und seine Provinzen, paßt es nicht; für uns, praktisch genommen, und als Maxime unsers Handelns, ist es gar nicht da."

„Vollkommen meine Meinung!" schob der Baron ein.

„Paßt es nicht, ist es nicht da," sprach jener weiter, „schon darum, weil unser Adel ein wahrer Stand, der Stand ist, welcher, in der Regel, nicht nur die meiste, sondern allein Geistesbildung besitzt, ja, im Ganzen, für den einzigen gesitteten erklärt werden muß. Und daß dieser Vorrechte vor dem ungesitteten haben darf, haben muß, braucht ja wohl nicht erst erwiesen zu werden? Gibt es doch selbst Ihr Mirabeau zu, oder vertheidigt es vielmehr!"

Hier unterbrach ihn der Baron von neuem mit unbedingter Zustimmung und dem lebhaftesten Beifall. Dann fuhr Herr von H—, wie vorhin, in würdevoller Ruhe und eindringlicher Gelassenheit fort:

„Aber daraus folgt auch eben so unwidersprechlich, daß schlechterdings Jeder, der bei uns wahrhaft gebildeten Geistes und von gesittetem Stande ist, zum Adel gezählt, als adelig geachtet und behandelt werden muß — mag er übrigens Künstler, oder Gelehrter, oder sonst was seyn und heißen; wie es denn unsere großgesinnte Kaiserinn also meint und diesem gemäß handelt."

Der Baron stutzte, wendete Einiges ein: aber

Herr von H— hob seine Einwendungen bald; durfte er doch nur die zugestandenen Sätze klärer beleuchten! Dann fuhr er fort:

„Ich glaube nicht, daß ich Jemand zum Proselyten dieser Ansicht, dieses Urtheils und eines solchen Verfahrens zu machen nöthig habe; ich hasse alle Proselytenmacherei: aber leugnen will ich's nicht, es könnte mir beikommen, wenn Fälle einträten, wo dadurch über Glück oder Unglück Anderer entschieden werden soll."

Der Baron schien das Gespräch jetzt lieber abgebrochen zu sehen, und sagte leicht hin: „Dieß wird der Fall schwerlich öfters seyn."

„Doch! doch!" fiel der Herr von H— ein, ohne Ton und Miene zu verändern. „Setzen Sie den Fall: ich wäre von bürgerlicher Abkunft, aber ein freigeborner, gesitteter, gebildeter Mann; mein Sohn wäre mir gleich; besäße über dieß einen anerkannt edlen Charakter, ausgezeichnete Talente, Wissenschaft, wäre z. B. als selbstdenkender Gelehrter geachtet, und liebte die Tochter irgend eines unserer altadeligen Nachbarn: glauben Sie, er werde von den meisten dieser unserer Nachbarn begünstigt werden, würde er auch von den Aeltern noch so hoch geachtet, von der Tochter noch so innig geliebt? Ja — erlauben Sie mir einen Augenblick den Fall recht besonders und recht nahe aufzustellen — dieser mein Sohn liebte Ihre treffliche Tochter und wäre von ihr geliebt: würde es selbst Ihnen,

dem geistreichen, freisinnigen Manne, leicht werden, mir, hielt ich eben für ihn um sie an, Ihre Hand zu reichen?"

„Leicht werden?" sagte der Baron sehr gespannt und rauh, indem er aufstand. „Leicht werden! Nein, ich würde sie Ihnen gar nicht reichen; nicht jetzt, und nimmermehr!"

Ohne sich irren zu lassen und freundlicher fuhr der Greis fort:

„Gewiß, Sie würden es, wenn auch nicht leicht! Sie würden es: denn Sie sind ein fester, ein folgerechter Mann, an den so wenig Vorurtheile, die Sie im Allgemeinen selbst mißbilligen, reichen, als Sie Urtheile, die Sie selbst aussprechen, käm' es nun zum Handeln, verleugnen könnten!"

„Ich würde Ihnen die Hand nicht reichen, sag' ich; würde es nun und nimmermehr, sag' ich Ihnen!"

„Auch nicht, wenn die Verhältnisse ganz so wären, wie ich sie beschrieben, und so, daß Sie schlechterdings nichts einzuwenden wüßten, als meines Sohnes bürgerliche Abkunft?"

„Auch dann! wahrlich, auch dann!"

„Und warum?"

„Vielleicht schon darum, weil ich wüßte, daß bei weitem nicht Alle dächten, wie Sie, und etwa die jungen Leute, und diese wohl auch nur, so lange sie junge Leute wären. Weil sie aber

doch, und nicht nur so lange, mit Andern leben müßten. —"

Dieß war nun leicht, theils abzuwenden, theils zurechtzustellen, und es wurde vom Herrn von H— abgewendet und zurechtgestellt, ohne daß der Baron etwas erwiedern konnte, das er selbst als unbedingt haltbar und entscheidenswürdig hätte verfechten mögen. Ohne daher zuzugeben, was zuzugeben war, glitt er davon ab, und hob mit mehrerem Gewicht hervor — indeß seine funkelnden Augen in üblen Widerspruch mit der erzwungenen Kälte seines Tons zu treten anfingen: „Was hätte aber meine Tochter für ein Recht, ihre zu hoffenden Kinder um die Vorzüge und Vorrechte zu bestehlen, die ihnen ihre Geburt gegeben haben würde, wenn sie sich mit einem Manne ihres Standes verbunden hätte?"

„Mein Sohn," erwiederte der Greis, in immer gleicher Fassung und Ruhe — „mein Sohn würde im Laufe der Jahre sich selbst dahingebracht haben, wohin Sie ihn durch die Geburt gebracht wünschten; er würde es, ehe die Kinder von jenen Vorzügen und Vorrechten nur etwas erführen. Und auch das Ungünstigste angenommen, wie unwahrscheinlich es sey, besonders in diesem Lande, wo man ausgebildete Talente und all' den innern Gehalt, den wir bei meinem Sohne voraussetzten, schon der Seltenheit wegen leichtlich bemerkt, nothgedrungen hochhält; in dem Lande, wo die vergötterte Monarchinn stets sol-

chen Sinn so entschieden ausgesprochen und durchgeführt hat: — selbst das Ungünstigste, sag' ich, angenommen: könnten Sie anders, als meinem Sohne und Ihrer eigenen Tochter, ja auch Ihrem und meinem Einflusse, zutrauen, die Kinder würden so erzogen werden, daß es Ihnen nicht an wahren, innern Vorzügen mangelte, daß darum auch ihnen die äußere Anerkennung und Belohnung nicht fehlen würde, ja daß sie, fehlten diese dennoch, sie ohne Schmerz entbehrten, weil sie sich entschieden ihrer würdig fühlten?"

Hier konnte nun der leidenschaftliche Mann den Unmuth nicht mehr zurückhalten. Rauh und fast ungesittet erklärte er, ohne sich näher einzulassen, das alles für leere Declamation, für weltbürgerliche Tirade, die sich leicht ersinnen lasse, nachdem man die Welt, wie sie wirklich sey, in all' ihrer Herrlichkeit, durchgewandelt, durchgenossen, und nun sich etwas von salomonischer Weisheit zugelegt habe.

Der würdige Alte schien alle bittere Bezüglichkeit zu überhören; ließ den Baron ungestört sich erschöpfen; und nahm dann wieder, ruhig und freundlich, wie zuvor, den Faden auf. Aber der Baron unterbrach ihn mit dem Wunsche, abzubrechen.

„Warum abbrechen?" versetzte Herr von H—. „Die Sache ist wichtig — uns, wie jetzt der ganzen Welt; es ist uns beiden daran gelegen, unsere Ideen darüber zu prüfen, zu berichtigen: und wie

kann das aber besser geschehen, als durch Austausch und Beleuchtung? Und wir sind ja beide Männer, verständige, wohlgesinnete Männer: sollten wir eine solche Prüfung nicht ertragen, nicht zu einem sichern Resultate durchführen können? Gewiß, wir können es: und so wollen wir's auch. Ja, wenigstens aus Gefälligkeit gegen mich, erlauben Sie mir, mein Beispiel zu so löblichem Zwecke noch beizubehalten. Also: — Hätten Sie mir auch, fände jener Fall statt, alles das erwiedert, was Sie erwiedert haben, und eben so, wie Sie es erwiedert haben: ich würde dennoch, vertrauend Ihrem Innern, in diesem Augenblick nochmals bitten: Vater, gib die Tochter meinem Sohne!"

„Das würde ich sehr bedauern."

„Nein, nein; ich bin überzeugt, wenn Sie auch, wie Sie jetzt thun, meine ausgestreckte Hand nicht annehmen: so würden Sie doch sagen: Ich muß erst Ruhe und Klarheit gewinnen; gehe hin für dießmal, und komme zu anderer Zeit wieder! Ich verspreche heute nichts: aber ich verweigere auch nichts!"

„Wahrlich, das würde ich nicht sagen; und nicht bei der zehnten, nicht bei der zwanzigsten unberufenen Wiederkehr! Ich wundere mich, mein Herr, wie Sie mit solchem Eifer sich eines unmöglichen Falles annehmen können!"

„Hab' ich's Ihnen doch gesagt: um mir meine Ansicht, meine Meinungen beleuchten und berichtigen zu lassen! Was wollen Sie mit mir machen?

Ich glaube nun einmal Ihrer letzten Entscheidung nicht, denn Sie haben mir ja auf meine Instanz nur mit Ausrufungen geantwortet!"

„Mein Herr," versetzte der Baron mit erzwungener Kälte und starrer Entschiedenheit: mag es seyn, was es will, das Ihnen den eingebildeten Fall so interessant macht: mir ist er's nicht; und um zu einem Ende zu kommen, schwöre ich Ihnen, und nicht in Uebereilung, sondern unerschütterlich — es würde bei meiner Entscheidung bleiben!"

„Auch wenn Sie mir gegen jene meine Behauptungen nichts einzuwenden hätten?"

Verdrüßlich und düster antwortete der Baron: „Ja! ja! Auch dann! Ich fühle Gründe, wenn ich auch nicht geübt bin, sie durch schöne Worte aufzuputzen!"

„Herr Baron, können das Gründe seyn, was man nur fühlt? und nur dunkel und unbestimmt fühlt, wenn man es nicht aussprechen kann?"

„O mein Herr," fiel der Baron sehr unwillig ein, „so hören Sie mein Letztes: Ich würde Ihren Antrag verwerfen, und immer wieder verwerfen, weil ich ihn nicht annehmen wollte, und das Recht hätte, hier mit Nachdruck und Erfolg zu wollen oder nicht zu wollen!"

„Das spricht nicht mein rechtlicher, wohlgesinnter Nachbar. Ja, jetzt lassen Sie uns abbrechen!"

Ohne darauf zu hören, fuhr der Baron fort:

„Meine Kinder, und hoffentlich auch Ihr Herr Sohn, sind gewöhnt, zu gehorchen; auch da, wo es ihnen anfänglich nicht behagt: und sie fahren gut damit, das wissen sie; denn was ich will, was ich befehle, ist zu ihrem Besten —"

„Mein Gott, das ist ja hier eben erst die große Frage —"

Stolz fuhr der Baron, wie vorhin, fort, indem er fest und hochaufgerichtet vor den Alten hintrat, indeß die blitzenden Augen unstät umherflackerten: „Und was ich als meinen Willen, als meinen Befehl ausgesprochen — das durchzusetzen, bin ich, bei Gott im Himmel, Mann genug!"

„Ja, dann hätte ich freilich nichts zu erwiedern," sagte der Herr von H — mit ruhiger Würde und hoher Ueberlegenheit. „Aber Sie haben Recht: ich hätte über ein willkührlich angenommenes Beispiel mich und Sie nicht ereifern sollen."

Er ergriff nun einen gleichgültigen Gegenstand, und entfernte sich bald. Der Baron konnte keine Fassung, und kaum den gehörigen Anstand wieder gewinnen. Es schien etwas von näherer Beziehung in ihm aufgekeimt und haften geblieben zu seyn, das er sich nicht wollte anmerken lassen. — —

„Und nun, lieber, junger Freund," beschloß der Greis seinen langen Brief an Victor, aus welchem wir das bisher Erzählte ausgezogen haben, „nun kann ich nichts, als Sie an Ihren neulichen edlen Vorsatz erinnern. Ich sah frei-

lich, daß Ihnen kein Ausweg blieb, als den Sie wählten: kann man aber ein so werthes Paar schwerem Leiden entgegengehen sehen, ohne den letzten Versuch zur Abwendung desselben zu wagen? Hatte der Baron Gründe gegen eine solche Verbindung, so behielt ich Hoffnung, sie zu heben; da er aber dagegen nichts hat, als, was er nun gezeigt, und die Ihnen gleichfalls bekannten, lang gehegten Plane, und das alles in einem harten, blinder Unterwerfung gewohnten Herzen: so müßten wir sein ganzes Wesen umschaffen, er müßte plötzlich und ganz ein Anderer werden, wenn wir ihn jemals für Ihre Wünsche gewinnen sollten — was uns eben sowohl, als ihm, wie er nun einmal ist, schlechterdings unmöglich fällt. Bringen Sie also dem Guten, bringen Sie selbst Ihrer Freundinn dieses Opfer! Erklären Sie sich mit aller Schonung, aber auch mit würdigem Vertrauen, gegen sie: dann entfernen Sie sich! Eilen Sie zur Ausführung; Grübeln, Verzögern läßt auch das stärkste Feuer für das Gute verlodern. Trennen Sie sich sogleich, und trennen Sie sich ganz! Wollen Sie in Ihr Vaterland zurückkehren — wohl! Im andern Falle übergehen Sie mein Haus nicht. Es ist offen für Sie, so wie meine Arme es sind. Für Ihre Zukunft sorge ich, und nehme es mit Freude an, wenn Sie mir diese Sorge überlassen. — —

Dieser Brief versetzte Victorn — nicht in Zorn und auch nicht in Klagen, sondern in jenen Zustand der Verzichtleistung, wo der Unglückliche die Hände in den Schooß legt, sein Herzblut durch die geöffneten Adern dringen sieht, und lächelnd die Minute erwartet, wo der letzte Tropfen des warmen Quells verrinnen werde. — Er faltete den Brief sorgfältig zusammen, legte ihn zu Theresens Trauerbrief, verschloß beide leise, ging hierhin, dorthin; sprach gleichgültige Worte mit dem und jenem, verrichtete seine gewöhnlichen Geschäffte, und hörte sogar, ohne zu erwachen, daß Therese sich heute etwas besser befinde. Des Abends schien es ihm gar nicht einzufallen, sich schlafen zu legen. Mit derselben träumerischen Geschäftigkeit richtete er sich alles zur Nachtwache ein, fing das, fing jenes an: bis es ihm endlich auf's Herz fiel, „du mußt Theresen schreiben!" Hier brachen seine Thränen hervor; und nun war es ihm, als ob auf einmal eine Centnerlast von seinem Herzen gewälzt würde, und er damit aus tiefem Schlaf erwachte. Hier ist sein Brief:

„Endlich muß ich das Dunkel in meinem Geiste durchbrechen, und über mein Leben entscheiden, so sehr ich auch vor dieser Entscheidung zittere. Freundinn meiner Seele! Einzige, Geliebte! Daß ohne Dich die Welt für mich nichts Wünschenswerthes hat, daß nur um Dich her mein Paradies blüht, das weißt Du, denn Du kennst mein Herz. Der Augenblick, wo ich Dich zuerst sah,

war, mir unbewußt, der erste Augenblick meiner Liebe. Ach, daß ich diesem beglückenden Gefühle nur allzulange Raum gab! Denn siehe! in aller Welt findet sich kein Mittel, uns zu vereinigen. Dein Vater kann diesen Gedanken nicht einmal fassen, wie viel weniger ertragen, daß ein Mann, wie ich, sein Auge bis zu Dir erheben dürfe. Daher sein bisheriges Vertrauen zu mir; die, an sich, nicht unwürdige Quelle meines Unglücks! Jetzt ist sein Argwohn erwacht, und Du, unschuldiges Lamm, würdest leiden müssen. Nein, meine holde Freundinn, das sollst du nicht; durch mich nicht! Deine Verbindung mit dem Major ist, wie Alles zeigt, jetzt Deines Vaters einziger, frohster Gedanke, so wie sie sein fester, langgehegter Vorsatz ist. Er kann sich nicht vorstellen, daß Du seine Wünsche nicht theilen, nicht wenigstens gern Dich ihnen hingeben solltest, da jener Mann Alles besitzt, was, nach seinem Urtheil, dich glücklich machen kann. Was kann, was darf ich thun? Ich muß mein Todesurtheil, wie Du selbst es mir vorlegst, wie Adel und Größe der Seele es Dir vorhält, unterzeichnen. Ja, ich will gehen, belastet zwar mit meinem Kummer, aber aufrecht erhalten durch das Bewußtseyn, recht zu handeln, und für meine Freundinn mich hinzugeben. Ich würde Dich bitten: Vergiß mich! aber in meinem Herzen fühl' ich, das wirst Du nicht. Nun denn: so gedenke mein; aber wie eines treuen, verstorbenen Freundes, der einen zärtlicheren Namen nicht

mit Deinem Unglück erkaufen konnte. Vermagst Du diesen Namen einem Andern zu geben, so will ich's nicht wissen, aber stets für Dein Wohl zum Himmel beten. Da ich mein Glück mit dem Deinigen nicht zu vereinigen weiß, so entsage ich dem meinigen. Sey Du nur glücklich, und ich werde mich nicht gegen das Schicksal empören. Genieße Deiner stillen Tugenden, und verbreite durch sie Segen um Dich her; mich überlaß meinem Verhängnisse! Dein Glück, und das Bewußtseyn, daß ich Dir werth war — das soll mein Trost seyn. Gib mir Dein Bild, Du Liebe! Da Du es nicht darfst, so soll dieß mir stets vor Augen, und Zeuge meiner Gefühle, meiner Schicksale, meiner Handlungen seyn. Wenn mir Fassung, wenn mir Trost gebricht: wenn mein Geist sich gegen die Menschen, wie sie sind, erbittern will: dann will ich Dein Bild mir vorhalten, will in das lichte, sanfte, heiter duldende Auge hineinblicken, und mein Herz wird ruhig werden. — So nehme ich denn hier Abschied von meiner Geliebten, und heiße meine ewige Freundinn willkommen. Gott wird mir Standhaftigkeit geben, bis sein heiliger Rath mich abruft, und ich Dich freudig, selbst mit dem Beifall derer, die mich jetzt von Dir weisen, empfange."

Erschöpft an Kräften, faltete er das Blatt zusammen und siegelte es. Den Morgen übergab er es Theresen — nicht heimlich und versteckt, wie sonst, sondern frank und frei eintretend in ihr

Zimmer. Sie empfing das Blatt schweigend, sie ahnete den Inhalt, Thränen stürtzten ihr hervor: sanft riß er sich los und eilte hinaus.

Der erste, schwerste Schritt war gethan; Victor fühlte, daß seine Schwachheit schnelle Ausführung nöthig mache. Er ging sogleich zum Baron. Nicht unbescheiden, aber mit dem Selbstgefühl, zu welchem jedes freie Heldenopfer erhebt, trat er zu ihm.

„Sie haben viel gethan, mir den Aufenthalt in Ihrem Hause angenehm zu machen;" begann er. „Es ist mir hier wohl gegangen; und ich habe auch die Freude gehabt, zu sehen, ich wirke Gutes —"

„Ich gestehe Ihnen dieses Zweite zu, und es ist mir lieb, daß Sie mir das Erste zugestehen," sagte der Baron. Er schien Anfangs befremdet, war aber bald gefaßt, und hing nun mit scharfem Blick an Victorn.

„Aber ich muß bemerken, die hiesige Lebensweise sagt meiner Gesundheit nicht zu," fuhr dieser fort.

„Hätten Sie doch mit meinem Arzt gesprochen!" fiel der Baron etwas hämisch ein, und nun nahm er, in Miene und Haltung, wieder das kalt Herrische, höflich Vornehme an, womit er Victorn vor zwei Jahren empfangen hatte. Ruhig und männlich erwiederte dieser: „Ich kenne meine Pflichten, und Sie wissen, daß ich sie kenne.

zu ihnen gehört, daß ich in mein Vaterland zurückkehre."

„So!" nahm jener das Wort. „Von seinen Pflichten halte ich Niemand ab; dringe auch Niemandem meine Gefälligkeit auf. Da habe ich denn nichts gegen Ihren Entschluß einzuwenden. Die angeführte Ursache erlauben Sie mir, nicht zu glauben."

„Da Sie die Freiheit meines Willens anerkennen, kann ich mir dieß gefallen lassen;" beschloß Victor.

Er schrieb den Seinen nur im Allgemeinen seine Entfernung von X —, und bat sie, vorläufig ihre Briefe an den Herrn von H — zu übersenden: denn diesem edlen Manne wollte er Wort halten, und sein Haus nicht übergehen. Von Theresen erhielt er eine Antwort auf seinen Brief, die eben so sehr von ihrer Zärtlichkeit, als von ihrer Standhaftigkeit zeugte. Sie schwur, ihren Freund nie zu vergessen: bestärkte ihn aber in seinem Vorsatze. Victor brannte, zu antworten: aber seines Freundes Wort: „Trennt euch, und trennt euch ganz —" und sein eigenes Gefühl, daß dieses Schweigen der Anfang gänzlicher Trennung seyn müsse, siegten. Der Baron war seit jener Erklärung gegen Victorn fremd, kalt, aber nicht beleidigend. Adolf sah ihm liebend alles an den Augen ab: daß er dieß schüchtern vor dem Vater verbarg, zeigte, er habe darum leiden müssen.

Wenige Tage nach jener Entscheidung hörte Victor Abends spät Jemand mit größter Hastigkeit nnd schallendem Schritt über die Gallerie eilen. Er stutzte, die Thür ward aufgerissen, der Baron trat ein. Seine Augen funkelten, seine Glieder zitterten vor Zorn, seine Stimme war fürchterlich. Er hielt ein Blatt Papier. Schrecken lähmte Victors Glieder. — Der Baron hielt ihm den hier abgedruckten Brief an Theresen vor.

„Haben Sie das geschrieben?"

„Ja!" sagte Victor, indem sich seine Lebensgeister sammelten.

„Betrachten Sie genauer: haben Sie das geschrieben?"

„Ja! ja!" antwortete Victor nun fest und stark. Indem öffnete sich die Thür von neuem, und Therese stürzte herein — bleich, wie eine Todte, Verzweiflung in den Blicken. So warf sie sich mit flehentlich emporgehobenen Armen vor ihrem Vater nieder, und rief: „Er ist nicht schuldig — Ich! nur ich!" — Der Baron wendete sich von ihr, und rief zugleich Victorn zu:

„Herr, was haben Sie sich unterfangen?"

„Und was," rief dieser, im Innersten erschüttert, „was unterfangen Sie sich Jetzt?"

„Ich? ich, der Vater? der Hausherr? der Edelmann?" tobte der Baron. Therese umklammerte seine Füße: „Gott! Er hat mir ja entsagt — ich ihm —" rief sie. „Er ist mein Wohlthäter, mein Retter — Sie haben ja noch nicht

mit Bedacht gelesen, und ich will ja alles, was Sie verlangen!"

„Alles? Alles?" rief er.

„Ja!" sagte Therese matt, und wollte zusammensinken. Der Baron fing sie auf; und indeß sie wie todt über seinen starken Arm hinhing, sah er starr in den Brief: da flog ein schnelles Zucken sichtbar über sein Gesicht und große Tropfen quollen aus seinen Augen. So riß er die Tochter an seine Brust: hier lernte diese sich erst wiederfinden.

Endlich hatte die rohe Gewalt, welcher dieser Mann, war er überrascht oder gereizt, so oft unterlag — endlich hatte diese Gewalt den Scepter gesenkt: da gedachte er auch unsers Victors, der verstummend jener Scene zugesehen hatte. Er trat gesammelt, in anständiger Haltung zu ihm: „Können Sie meine Uebereilung vergessen? können Sie diese dargebotene Hand fassen?" Victor faßte sie; der Baron ließ die seinige nicht und setzte hinzu: „Können, wollen Sie auch mir, der Mann dem Manne, Ihren Entschluß zusagen, in wiefern er diese da betrifft?"

Victor erwiederte in milder Entschiedenheit: „So herzinniglich ich Ihre Tochter liebe, so entsage ich doch ihr und allen auf sie gerichteten Hoffnungen: aber nicht eingeschreckt, nicht gezwungen, sondern frei, aus Pflichtgefühl, und um ihr Glück nicht zu hindern."

„Ich danke Ihnen," versetzte der Baron; „und

muß Sie achten. Wir haben Beide gefehlt: wir wollen Beide vergessen."

Victor war durch die Folgen dieser Erschütterungen auf seine Gesundheit genöthigt, noch einige Wochen im Hause des Barons zu verweilen. Noch viel mehr hatte Therese gelitten, und sie versank in eine bedenkliche Krankheit, aus welcher sie sich erst gegen die Zeit von Victors Abreise erholte. Der Baron hatte sich seit jenem Abend gegen Victorn zurückhaltend, aber mit Achtung; gegen seine Tochter sorgsam und nicht ohne Theilnahme betragen. Victor war wenig aus seinem Zimmer gekommen. Der Major und seine Schwester waren mehrmals im Hause des Barons gewesen, und hatten die Kranke besucht. Endlich kam der Trennungstag. Von Theresen nahm Victor schriftlich Abschied; wie warnend eine bessere innere Stimme widersprach, glaubte er doch, sich diesen Genuß zugestehen zu dürfen. Therese sandte ihm das gewünschte Bildniß und schrieb nicht. Der mündliche Abschied bei den Andern war kurz. Der Baron zeigte sich dabei nicht ohne Rührung, Adolf weinte bitterlich, Victor war wie betäubt, und die Leute des Barons klagten ihm auf eine rührende Weise nach.

Victor hatte dem Herrn von H— sein Wort gegeben, sich vorerst an ihn zu wenden. Er ließ den Fuhrmann, der ihn dahin bringen sollte, langsam fahren, um den Anblick des Schlosses, wo er

so glücklich und so elend gewesen, recht lange zu behalten. Und als endlich der letzte Schimmer des hohen Hauses sich in graulichen Duft auflöste: da war es, als sänke eine schwarze Nacht auf ihn nieder. Er fühlte sich verlassen von Allen und lebensmüde. Als er sich von dieser Gefühlslast empor zum Denken gearbeitet, dünkte ihm das Beste, nach kurzem Aufenthalt bei seinem Freunde, nach Polen zu gehen, unter den sich heimlich schon sammelnden Vertheidigern ihres Vaterlandes, ihrer Unabhängigkeit und selbstgegebenen Constitution, als Freiwilliger Dienste zu nehmen, und da seinem Tode entgegen zu dringen. Der Herr von H — widerrieth ihm dieß aus Gründen und eindringlich genug: und wie wenig Eindruck der würdige Alte auch Anfangs damit auf Victors umdüsterten Sinn machte, so erreichte er, anhaltend in Geduld und Liebe, endlich doch seinen Zweck: Victor gab das trostlose Vorhaben auf, wenn er auch den Antrag des Herrn von H —, in seinem Hause zu bleiben, nicht annahm. Er wollte um seine Freundinn, oder weit von ihr entfernt seyn. Endlich wurde man einig, er solle, versehen mit den besten Empfehlungen vom Herrn von H — vornehmlich an dessen Bruder, nach St. Petersburg gehen, und sich um anständige Geschäfte irgend einer Art, die, wie der Alte versicherte, ihm da nicht fehlen würden — bemühen. Victor wollte Theresen seine Abreise schreiben: aber der Alte drang so lange in ihn,

bis er nachgab und ihn schreiben ließ — wofür er aber versprach, nichts zu unterschlagen, was Victor geschrieben wünschen würde. Er kannte die Verschiedenheit des Eindrucks einer Meldung von eigener Hand des Geliebten, oder von einer andern, wenn auch noch so freundschaftlichen. Er beruhigte Theresen über ihres Freundes Schicksale in der Residenz; bat sie, des lieben Reisenden nicht zu vergessen, und demselben durch ihn bei wichtigen Vorfällen ihres Lebens Nachricht zukommen zu lassen, um seine Besorgnisse um sie zu verringern, und mit der Zeit ihm Ruhe zu geben. Therese hatte zu Vielen unter den Unterthanen ihres Vaters wohlgethan, als daß sich nicht eine hilfreiche Hand zur sichern Beförderung einer Antwort hätte finden sollen. Therese unterrichtete den Herrn von H— darin von dem Drängen des Vaters, in Ansehung ihrer Verbindung mit dem Major.

„Ich gab meinem Vater das Wort," schrieb sie, „in jener Schreckensstunde, wo Todesangst für meinen Freund mich betäubte; nun hält er mich dabei, und ich kann nicht mehr zurück. Man führt mich zum Opferaltar, und verlangt von mir, ich soll mich selbst kränzen und schmücken. Ihnen vertrau' ich, was dabei meine größte Qual noch ist: ich kann den Major nicht mehr so achten, als anfangs. Mein innerstes Gefühl zwingt mich zu glauben, daß der Mann nicht herzlich, nicht unverstellt handle. Tausend Kleinigkeiten, die im

Einzelnen nichts sagen, überführen mich zusammengenommen. Ich habe gewagt, seine Schwester zu fragen: sie widerspricht nicht, scherzt aber darüber: „Die Männer sind nun einmal jetzt so, und mein Bräutigam ist nicht besser!“ Ja, sie hat meinen Freund und Lehrer nicht gekannt! — Ich habe versucht, meinen Vater auf Einiges aufmerksam zu machen: er neckte und verlachte mich, dann ward er hart und abweisend.“

Der Herr von H— hatte Victor'n nachgeben und anfragen müssen, ob dieser es wagen dürfe, ihr zuweilen selbst zu schreiben. Hierüber äußerte sie sich erst mit aller Zärtlichkeit, fuhr dann aber also fort: „Ich bin nicht so stark, wie mein Freund. Ich kenne vielleicht die Gränzlinien zwischen Freundschaft und Liebe nicht so genau. Ach, nur zu lange hielt ich ihn für meinen Freund, da er doch mein Geliebter war! Aber beschwören Sie ihn, daß er mich von den wichtigsten Vorfällen seines Lebens durch Sie Nachricht empfangen lasse. Was von Ihnen kömmt, getraue ich mich, unter allen Verhältnissen, vor der ganzen Welt zu verantworten. Ich schwur ihm, ihn nie zu vergessen: das halt' ich bis an mein Ende. Meine besten Segenswünsche werden ihn geleiten, wohin auch das Schicksal ihn führen mag. Was ich vielleicht an Freuden noch im Leben zu hoffen habe, träte ich ihm gern ab gegen die Leiden, welche ihn vielleicht erwarten.“

Sie beschloß: „Theilen Sie meinem Freunde

aus diesem Briefe mit, was Sie selbst für gut halten: aber ich beschwöre Sie, behandeln Sie ihn sorgsam, mild und liebevoll. Verlassen Sie ihn nie, da er Ihrer Freundschaft so ganz würdig ist; und so möge der Gedanke daran, und sein und mein Dank dafür, Ihnen einmal Ihre Todesstunde versüßen."

Bei Victor's Abreise drang ihm sein Wohlthäter eine beträchtliche Summe auf, um mit Anstand in dem kostbaren Orte seiner Bestimmung zu erscheinen, und vortheilhafte Gelegenheiten seiner Versorgung abwarten zu können.

Von dem ersten Jahre seines Aufenthalts in der Kaiserstadt nur wenige Worte. Das viele Große und Unerwartete, das er dort fand; die ausgezeichnete Behandlung, die er auf Empfehlung des Herrn von H— genoß; der Glanz der Lebensweise, die Pracht der Feste; die wissenschaftlichen und künstlerischen Verbindungen höher Gebildeter, in welchen ein schöner Geist der Kenntnisse, des Geschmacks, der Humanität und anständiger Freiheit herrschte: alles das reizte zwar Anfangs nur höchstens seine Neugierde, aber unvermerkt wurde sein Beobachtungsgeist mehr von diesen Gegenständen angezogen. Nun war er leichter zu zerstreuen. Sein Verstand, Sinn und Gefühl fingen an, an diesem und jenem ernster theilzunehmen; Entfernung, Zeit, und jene gänzliche

Trennung thaten auch das Ihrige — sie arbeiteten der Besonnenheit, der Ueberlegung und freien Selbstbeherrschung vor, verschafften seinen Entschlüssen mehr Raum und Kraft — und Victor's Herz ward wirklich, langsam zwar, aber auch um so gründlicher von der Uebermacht einer Leidenschaft geheilt, die sonst alle edleren Kräfte seines Geistes und Körpers zernagt haben würde. Therese blieb ihm sein Theuerstes auf Erden; bei besondern Veranlassungen brach die verharschte Wunde desto schmerzlicher wieder auf, und blutete eine lange Weile: aber er lernte doch die Vortreffliche dann wieder betrachten, wie er ehemals sie zu betrachten sich vorgenommen — als einen kostbaren Brillant an der Hand eines Andern, dessen sich der Kenner erfreuet, aber ohne begehrlich die Hand darnach auszustrecken. Er sehnte sich nach Nachricht von ihr, er hätte vielleicht in schwacher Stunde an sie geschrieben: aber er hatte keine Gelegenheit, einen Brief sicher und unbemerkt in ihre Hände zu bringen; und den Herrn von H— darum zu ersuchen — davon hielt ihn die Scheu vor der Strenge dieses würdigen Freundes ab. Desto öfter bat er diesen um Nachrichten. Anfänglich konnte Herr von H— wenig aus dem Hause des Barons berichten: er erhielt selbst nur selten Berichte von dorther; nach dem ersten Vierteljahr der Trennung mochte er nicht viel Bestimmtes dieser Art schreiben, bis er, im dritten Vierteljahr, Theresen's Verbindung mit

dem Major und ihre Abreise mit diesem auf seine Güter zu melden hatte.

Der Eindruck, den diese Nachricht auf Victorn machte, war heftig und tief einschneidend. Sein Schmerz war der Schmerz einer Mutter, die zwar längst weiß, ihr siecher Liebling werde mit den herabfallenden Blättern sinken: die aber nun, da er sinkt und stirbt, der Trostgründe nicht mehr gedenkt, mit denen sie sich aufrichtete; vielmehr sich immer wieder bloß die liebenswürdigen Tugenden des Verschiedenen, und was sie damit unersetzlich verloren, unverrückt vorhält, bis endlich der harte Kampf der Neigung mit der Nothwendigkeit durch Sieg oder Unterliegen der gekränkten Natur sich endigt. Victor bestand ihn siegend, diesen Kampf; und ungefähr um das Ende des ersten Jahres war sein Zustand der vorhin beschriebene. Uebrigens erwarb er sich durch Talente und Geschicklichkeit, durch Wohlverhalten und gerechtes Maaß in seinen Ansprüchen, überall Achtung, so wie durch Anwendung seiner Gaben, Auszeichnung, Wohlstand und eine freie, ehrenvolle Existenz.

In seinem übrigen Wesen hatten die letzten Verhältnisse und Schicksale viele Veränderungen hervorgebracht. Zwar besaß er noch fast alle frühere Lebhaftigkeit und Reizbarkeit des Sinnes und Temperaments, er war vielleicht noch empfänglicher und erregbarer geworden: aber die Unbefangenheit und Frischheit seines Blicks, der offene Frohsinn, die über kleine Schwierigkeiten und Un-

annehmlichkeiten leicht sich hinwegsetzende Behaglichkeit: diese unschätzbaren Güter waren dahin. Er war nun behutsamer gegen die Gefahren des Lebens, aber auch weniger empfänglich für die Freuden desselben; weniger voreilig, aber auch weniger innig; gemessener und gründlicher im Urtheil über seine Brüder, aber auch weniger theilnehmend an ihrem Wohl und Wehe; klüger, aber vielleicht weniger weise; brauchbarer für die Welt, aber vielleicht ihr weniger nützlich; ausgearbeiteter in seinem äußern, schwächer in seinem innern Menschen. So hatte denn der einfache, aber geradsinnige Freund seiner Jugend Recht behalten, als er ehemals warnend vorhergesagt: Du wirst allerdings Menschenkenntniß und Erfahrungen vieler Art einsammeln, ob du aber sie nicht zu theuer erkaufen wirst — das ist die große Frage. —

Als Victor einst, im zweiten Jahre seines Aufenthalts in St. Petersburg, nach Hause kam, sagte man ihm, ein alter Russe stehe oben vor seinem Zimmer und wünsche ihn zu sprechen. Er sey fremd und habe ihn mit vieler Mühe aufgesucht. Man habe den Alten gefragt: wo er herkomme? ob man seine Aufträge nicht bestellen könne? Er habe auf alles kein Wort geantwortet, als: „Nichts! Nichts! Ich spreche nur mit dem gnäd'gen Herrn!" Damit habe er sich vor die Thüre seines Zimmers gelegt, ihn zu erwarten, möchte er auch nach Hause kommen, wann er wollte.

Victor ging befremdet hinauf. Der alte weißbärtige Mann lag, wie an die Thüre gemauert. Victor nahm ihn in's Zimmer. Der Alte warf sich nieder, küßte die Fußdecke des Zimmers, stand auf, und suchte durch Zeichen begreiflich zu machen, Victor möchte ihm seinen Namen recht deutlich nennen. Dieser hatte aber so viel Russisch erlernt, daß er den Alten in seiner Muttersprache fragen konnte, was er bei ihm wolle. Der Mann war außer sich vor Freuden, und küßte dem gnäd'gen Herrn die Spitze seines Schuhes. Dann sagte er:

„Sey nicht bös, Herr. Du bist gut, du wirst mich nicht hintergehen: aber doch — woher soll ich ganz gewiß wissen, daß du der bist, den ich suche?"

Victor war in Verlegenheit, da der Alte weder schreiben noch lesen konnte, auch durchaus nicht zulassen wollte, daß irgend Jemand anders herzugerufen würde. Der Alte half sich selbst klug genug:

„Laß dir's gefallen, Herr, daß ich dir eine Probe vorlege. Ich bringe dir einen Brief, von dem kein Mensch wissen darf, als du: wo ist er her?"

Victor erschrak. Im Augenblick fuhr ihm durch den Kopf: von Theresen. Aber wie unwahrscheinlich! Konnte es nicht ein anderes Abenteuer in dieser an Abenteuern so reichen Stadt seyn? Und sollte er seine Vermuthung und Theresen's Namen dem fremden Manne preisgeben?

Er hielt ihm also Theresen's Bild vor und sagte mit Festigkeit: „Bruder, von dieser da!"

Der Mann betrachtete es lange und genau, legte dann seine Hände kreuzweis über die Brust, verneigte sich einigemal gegen das Bild, wie gegen das Bild seines Schutzheiligen, und übergab dann, ohne weiter ein Wort zu sagen, Victor'n den folgenden Brief:

„Wie gern hätte ich Ihnen, mein einziger Freund, wo nicht von meinen Empfindungen, doch von meinen Schicksalen in anderthalb Jahren, seit unserer Trennung, Nachricht gegeben. Aber meine Verhältnisse machten es mir unmöglich; und nun, seit geraumer Zeit, bin ich auch gänzlich verhindert, dem Herrn von H— zu schreiben. Nach so langem Stillschweigen mag es Sie um so mehr befremden, von mir ein Blatt zu erhalten; und ich möchte sagen, es befremdet mich selbst, es für Sie zu schreiben: aber, mein Freund, lesen Sie weiter, und die Befremdung wird aufhören, weil sie dann einen andern Gegenstand gefunden haben wird —"

Victor wurde durch diesen Eingang zwar für die Folge gespannt: aber er fand ihn auch wenig ansprechend und fast künstlich. Dieß versetzte ihn in bängliche Verwirrung; und so las er weiter:

„Haben Sie Dank, daß Sie meiner, wie Herr von H— mich versicherte, als ich noch bei meinem Vater war, so oft und treulich gedenken. Es gehe Ihnen wohl, hörte ich vor fast einem Jahre

von jenem würdigen Greise. Labt es die Seele, so etwas von irgend einem Freunde alles Schönen und Guten zu vernehmen: wie viel mehr mußte dieß eben hier Ihretwegen der Fall seyn! Es ging Ihnen ja wohl, ehe Sie in unser Haus traten; und ich war die erste, die Ihr Glück störte. Wenn ich nun aber dieß bedenke, so möcht' ich zittern, weiter zu schreiben: denn wie, wenn ich es zum zweitenmale störte? Ja, mein Freund! ich zwinge mich nicht mehr, eine Vorbereitung auf das, was ich Ihnen sagen werde, zu erkünsteln. Was würde es mir helfen? Sie, der Sie mich so gut kannten, würden das Erzwungene gar bald bemerken; und Sie werden es dem bisher Geschriebenen schon abgemerkt haben. So hören Sie denn die reine Sprache des Herzens. Ich bin seit fast einem Jahre das Eigenthum eines Andern. Sie wissen das. Sie sind stark genug gewesen, diesen Gedanken fest und in seinem ganzen Umfange zu fassen? Haben Sie den Schwur, den Sie in schöner Begeisterung thaten; den Schwur, mir für dieses Leben zu entsagen, auch mit ruhigem Geist, fest und bedachtsam wiederholt? vermögen Sie nun eine Zeitlang um mich zu seyn, und fremd? unsere ehemaligen Verhältnisse ganz vergessend? Prüfen Sie Ihr Inneres mit aller Strenge, ehe Sie weiter lesen. Ich beschwöre Sie darum bei allem, was Ihnen werth und theuer ist. Finden Sie Grund, bedenklich zu seyn, so verbrennen Sie augenblicklich dieß gefährliche

Papier; eilen Sie, Ihrer Freundinn durch den treuen Ueberbringer dieß Geständniß zu thun, und auch sie wird dann vergessen, diesen Brief geschrieben zu haben. Gott, mit welcher Angst schreibe ich jetzt! Lassen Sie mich nur hier keine Fehlbitte thun! Ich gehe mit Dingen um, wo man, zu reinem Gewissen, auch noch unbedingtes Vertrauen hegen, oder gränzenlos elend werden muß. Ich fühle mich so stark, als ich Sie wünsche.“

Tief ergriffen hielt Victor ein und ging lange im Zimmer auf und ab: dann glaubte er wirklich weiter lesen zu dürfen.

„Sie lesen weiter? Dann sind Sie mir gleich gesinnt: und nun hören Sie meine Geschichte! Meine Zweifel über den Charakter des Majors hatten sich vermehrt, da mein thränenreicher Brautstand durch meine Weigerungen und Familienverhältnisse verlängert ward. Mein Vater, von dem Major ganz eingenommen, hörte mich nicht, wurde endlich sehr hart gegen mich, und ich, von Allen verlassen, von Allen bestürmt, reichte in einer Stunde der Verzweiflung meine Hand einem Manne, den ich nie lieben, auch nicht mehr von Herzen achten konnte. In der Nacht vor meinem Trauungstage wurden meine Kniee wund vom Gebet um den Tod, oder die Kraft, sein aufmerksames, wohlwollendes, treues Weib zu werden, da ich fühlte, ich könne ihm nie mehr seyn. Mit diesen festen Vorsätzen kam ich auf sein Gut Z. in Finnland, und fand von Anfang an schon so

manches, das mir nicht gefiel und nicht gefallen durfte; ließ mich aber dadurch in meinen Vorsätzen nicht irre machen. Mein Mann durfte mein Mißfallen nicht bemerken. Geduld, seufzte ich im Verborgenen — Geduld, und Ausharren! Ich suchte nun in der Stille das und jenes, was durchaus nicht so seyn durfte, wie es war, abzuändern: aber alles umsonst; und jetzt bin ich das unglücklichste Weib, das auf Erden lebt. O wie oft hab' ich, wenn Alles um mich her schlief, ausser meinem Mann und seinen Spielgesellschaftern, mein Lager mit Thränen benetzt und von Gott Aenderung oder Tod erfleht! Mein Gebet drang nicht durch die Wolken. Kaum war ich einige Monate in Z., als nach und nach mein Mann gegen alle meine Bitten taub, gegen all' mein Zuvorkommen unempfindlich ward, und sich wieder den Ausschweifungen hingab, deren er, wie ich leider zu spät erfuhr, schon vorher gewohnt, und die seine List und Feinheit fast vor allen, die nicht selbst Theil an seinem wüsten Leben genommen, zu verbergen im Stande gewesen war. O mein Freund, mein ganzes Gefühl empört sich dagegen, daß ich, selbst Ihnen, alles vertrauen soll; nur mit größter Selbstüberwindung vermag ich weiter zu schreiben: aber ich muß. Seine Güter sind tief verschuldet; sie waren es, ehe er sich um mich bewarb: und er hegt immer noch die frechen Betrüger in seinem Hause, die uns zu Bettlern machen werden. Erwacht dieser Gedanke zuweilen nach großem Verlust in seiner zerrütteten

Seele: so bringt er ihn nicht zur Besinnung, viel weniger zu einem Entschluß, sondern nur zum Ingrimm und zur Wuth. Er tobt, er vergeht sich gröblichst gegen Unschuldige, selbst gegen mich; und seit einiger Zeit sucht er oft selbst alle bessern Gedanken auf eine Weise zu ersticken, die ihn mir furchtbar, ja abscheulich machen muß. Betäubende Getränke sind seine Zuflucht. Dabei — ich muß alles sagen, um meinen Entschluß zu rechtfertigen — dabei bin ich gezwungen, ein Geschöpf um mich zu dulden, das bei ihm sonst meine Stelle vertrat. Der Uebermuth dieses Weibes kränkt mich täglich tiefer und mit Vorsatz. Vor ihr allein hat mein Mann noch einige Scheu; ein scheltendes, pöbelhaftes Wort von ihr vermag mehr über ihn, als die heißen Thränen und abgehärmten Wangen seines treuen Weibes. Da ich keinen Rath mehr wußte, wagte ich's, mich frei und unerschrocken an meinen Vater zu wenden. Er schrieb mir zurück, nicht ohne Theilnahme; verwies mich zur Geduld, und suchte mich zu trösten mit hundert Frauen in ähnlichen Verhältnissen, und mit der Zeit, die ja wohl das ändern würde. Indeß hatte er, mir unbewußt, an meinen Mann ernstlich und wohl auch drohend geschrieben. Die Wirkung dieses Briefs war: noch mehr Erbitterung gegen mich und noch verächtlichere Behandlung. Hierdurch auf's Aeußerste getrieben, schrieb ich meinem Vater noch einmal, und mit der Festigkeit, mit dem Muthe der Verzweiflung. Ich schrieb,

er solle und müsse mich wieder bei sich aufnehmen — und wenn nur als Magd. Dieser Brief, von welchem ich alles hoffte, alles hoffen durfte, traf ihn todt —"

„Todt? todt?" rief Victor, im Tiefsten erschüttert. Er warf sich in einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, verstummte erst, und brach dann aus in die Worte: „Todt! — Jetzt todt — nachdem ihm Zeit gegönnt war, so viel Böses zu schaffen, als ihm möglich war!" — Seine Blicke suchten den Himmel, ihm die Erbitterung zu senden, die seine Lippen auszusprechen versagten. — Noch wenig davon zurückgekommen, las er weiter:

„Ein unglücklicher Fall mit dem Pferde hatte ihm die Brust tödtlich verletzt und einen Blutsturz zugezogen, der ihm nach einigen Tagen das Leben nahm. Dieser Tod erschöpfte mit dem Quell meiner Hoffnungen den Quell meiner Thränen. Mit meinem Vater begrub man alle Aussichten zu meiner Rettung. Mein Bedrücker triumphirte sichtbar. Nun braucht er Niemand zu scheuen, und für mich gibt's nirgends mehr einen Beistand. Fliehen oder sterben: nur das ist mir geblieben. Ich schaudere bei beidem, aber ich fühle auch, daß nichts anderes für mich übrig bleibt. Ich erwähle das erste, damit ich nicht Blutschuld auf mich lade. Dieß ist die Absicht dieses Briefs. Vielleicht sagen Sie, ich solle die Obrigkeit zu Hilfe gegen meinen Peiniger nehmen. Hierauf hab' ich nichts

zu antworten, als: mein Vater ist todt, mein Bruder in Göttingen, mein Mann mit dem O—wschen Hause nahe verwandt. Er war in St. Petersburg unter der Garde, und damals sogar auf einige Zeit Liebling der alles vermögenden Fürstinn M—w. Ich glaube, dieß ist genug, das Vergebliche jenes Raths zu erweisen. Zur Ausführung meiner Absicht brauche ich Beistand. Ich habe auf der ganzen Erde Niemand, den ich genug kennte, dem ich genug vertraute, als Sie. Verläßt mich mein Freund, so hat mich die Welt verlassen. Hier ist mein Plan. Prüfen Sie ihn; ändern Sie ab, wo Kenntniß und Erfahrung Ihnen Besseres angibt: aber verwerfen Sie das Vorhaben selbst nicht. Es kann nicht anders seyn. Indem Sie dieß lesen, ist der Major abgereiset, die Verlassenschaft meines Vaters in Besitz zu nehmen. Meine jetzige Kränklichkeit hat ihn leicht vermocht, mich hier zu lassen. Die Reise und die Geschäfte müssen ihn wenigstens einige Monate aufhalten. Briefe von ihm habe ich nicht zu hoffen, und also auch nicht zu beantworten. Drum eilen Sie, wenn Sie mein Erretter seyn wollen. Nehmen Sie einen andern Namen an. Trauen Sie dem Alten, der Ihnen diesen Brief bringt, ohne alle Einschränkung. Ich kenne diese Art Menschen, und diesen besonders genau. Ich weiß, daß er, ohne den geringsten Wunsch, unser Vorhaben und die Veranlassung dazu wissen zu wollen — sein Leben für Sie und mich aufopfern

würde. Ertheilen Sie mir durch ihn sogleich Nachricht, ob Sie meinen Plan billigen und was Sie daran ändern wollen, oder ob Sie sich mir zu entziehen nöthig finden. Der Bote wird zu mir fliegen. In vier Tagen ist er hier. Nach seiner Zurücksendung reisen Sie, wenn Sie sich meiner anzunehmen gedenken, sobald als möglich ab. Durch ihn bestimmen Sie mir Tag und Ort, wo wir uns mit diesem sichern Führer treffen wollen. Ich schlage dazu das wenig bekannte *—ow gegen die polnische Gränze hin, vor, weil der Alte diese Wege kennt, und der Ort auf der Straße liegt, welche wir nehmen müßten. Wir machen hier keinen Umweg. Meine Absicht ist, zu einer Verwandten, einer stets als redlich erkannten Wittwe in Schlesien, zu fliehen. Ich weiß gewiß, sie wird mich aufnehmen. Mein Schmuck und meine ersparte Kasse werden bis dahin für unsere Bedürfnisse ausreichen. Alles übrige mag der Major behalten; um so eher wird er sich meine Entfernung gefallen lassen. Meine Wächter im Hause werde ich leicht täuschen, wenn ich ihnen sage, ich besuche auf einige Wochen eine benachbarte Bekannte, bei welcher ich zuweilen bin, und der ich, wie ihnen bewußt ist, schon seit geraumer Zeit einen längern Besuch versprochen habe. Ihr Wohnort liegt überdieß nach der Gegend hin, wo ich meinen Alten treffen werde. Für unverdächtige Entfernung meiner Bedienten lassen Sie mich sorgen."

„Und nun, mein edler, großmüthiger Freund! Ihnen zum Beistande in der Ausführung dieses Plans zuzureden, das sey fern von mir. Was könnte ich auch anführen, das Ihr theilnehmendes Herz Ihnen nicht selbst sagte? Finden Sie für sich Gefahr darin, so bedenken Sie sich; mißbilligen Sie mein ganzes Vorhaben, so versagen Sie mir Ihre Unterstützung. Ich werde darum doch nicht einen Augenblick an Ihrer Freundschaft zweifeln, aber meinen Vorsatz allein ausführen, ergehe es mir auch, wie Gott will. Ich weiß zu sterben; und wer das weiß, achtet keine Gefahr. Ich habe mir alles Unglück gedacht, das mich auf meiner Flucht treffen könnte. Das schrecklichste, aber auch unwahrscheinlichste wäre, entdeckt und eingeholt — aber nicht zurückgebracht zu werden. Es ist nicht möglich, daß ein Mensch gezwungen werde, der sterben kann. Ich würde mich selbst verachten müssen, wenn ich den langsamen, unnützen Tod, den abzuwarten (das ist das Schlimmste) mein Inneres erbittert und verschlechtert — wenn ich diesen Tod, den ich hier erleiden müßte, wählen könnte. Mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwarte ich Ihren Entschluß. Damit Sie ihn ganz frei bestimmen, setze ich kein Wort mehr hinzu."

Ohne langes Besinnen ging Victor zu seinem alten Boten, der noch ohne Bewegung auf seinem Platze stand.

„Bruder," sagte er zu ihm, und wischte sich

den kalten Schweiß von der Stirn, „Bruder, du hast mir einen wichtigen Brief gebracht. Du hattest Recht: es darf kein Mensch davon wissen. Vergiß das nicht einen Augenblick —“

„Trauest du mir nicht, Herr?“

„Ich traue dir, und werde dir's beweisen, indem ich Augenblicks eine Antwort schreibe und sie dir mitgebe. Aber, du könntest dir sonderbare Gedanken machen: ich muß dir also erklären....“

„Ich mach' mir keine Gedanken; ich gehorche: und du bist am sichersten, daß ich dein Geheimniß bewahre, wenn ich's nicht weiß. Schreib' du getrost, Herr! Ich eile zurück, und es kömmt kein Schlaf in meine Augen, bis ich an Ort und Stelle bin.“

Victor schrieb:

„Ich habe Ihren Brief ganz gelesen; ich war stark genug, ihn, nach Ihren Forderungen, lesen zu dürfen. Ich rechtfertige Ihr Vertrauen, indem ich Ihren Wunsch nach allen Ihren Bedingungen erfülle. Kein Wort, wie Ihr Brief auf mein Herz, nur, wie er auf meine Thätigkeit wirkt. Ich reise noch in der heutigen Nacht ab. Den 17ten muß ich in — ow seyn. Man findet da den „Collegienrath Buschmann,“ der schon für die Bedürfnisse „seiner Schwester“ gesorgt haben wird. Ueber das Vorhaben selbst grüble ich nicht. Ein so reines Gefühl, wie das Ihrige, entscheidet richtig, und auch ich fühle, daß es so seyn darf. Von Klugheitsregeln kann ich jetzt noch

weniger sprechen, da ich viel zu erschüttert bin, um Verhältnisse abzumessen. Ich nehme alles pünktlich an. Gefahren für mich habe ich nie bei Errettung eines Menschen gescheut, und ich sollte sie bei der Errettung einer unglücklichen Freundinn scheuen? Gott sey mit Ihnen! Ich breche ab, den treuen Diener nicht länger aufzuhalten. Gott sey mit Ihnen!" —

Er siegelte, gab den Brief dem Alten, und dieser eilte fort. Er erfuhr an sich, wie oftmals eine sich durchkreuzende Menge von starken, sogar einander widersprechenden Empfindungen im Manne — ist er wirklich ein Mann — nichts weniger, als Verwirrung, sondern eine allgemeine Erhebung, und ein Feuer des Enthusiasmus, zugleich mit einer Klarheit der Ansicht und Entschiedenheit der Thätigkeit hervorbringt, die vielleicht auf keinem andern Wege zu erreichen wären. Da leistet dann ein solcher sein Stärkstes und Größestes: und es hängt vom Gehalt und der Richtung seines gesammten Wesens ab, ob dieß zugleich sein Schönstes und Edelstes, oder sein Schrecklichstes und Unwürdigstes werden soll — —

Victor brachte in wenigen Stunden seine Angelegenheiten in Ordnung, machte die Anstalten besonnen und klug, und schien nur eine Lustpartie vorzuhaben. Einen ziemlich allgemein abgefaßten Paß wußte er sich zu verschaffen, die Pferde kamen, er reiste unter seinem wahren Namen nach der seinem Zweck entgegengesetzten Seite, ver-

weilte im nächsten Städtchen einige Stunden und nahm dann Pferde nach der Gegend von *—ow hin, unter jenem angenommenen Namen, auf welchen auch der Paß gerichtet war. — Alles ging nach Wunsch. Er traf schon einen Tag füher, als er gemeldet, ein; miethete für sich und seine Schwester, die nachkommen würde, einige Zimmer im Gasthofe, und erwartete mit Ungeduld, aber ausdauernder Gefaßtheit den morgenden Tag.

Therese kam mit ihrem alten Führer, der noch seinen erwachsenen Sohn mitgenommen hatte. Ihr Zusammentreffen war unbeschreiblich rührend. In welcher Veränderung erblickte Victor seine Freundinn! Bleich, entkräftet, verstört, zitternd vor einer Unternehmung, deren Gefahren sie erst jetzt einzusehen schien — so schwankte sie an seinem Arme auf ihr Zimmer. All' die sanfte Heiterkeit, all' das plötzliche Erfassen jedes Schönen und Guten, all' die standhafte Ruhe einer reinen Seele, war dahin. Victor erfüllte vollkommen, was in jenem Schreiben Therese von ihm gewünscht hatte; dieß lösete allmählig ihre Spannung in Ergebung und Vertrauen auf: so hießen sie nicht nur Bruder und Schwester, sie waren es auch.

Uebrigens war auch Theresens Abreise und bisherige Flucht ohne unangenehme oder besorgliche Erreignisse gewesen. Sie war überzeugt, kein Mensch in ihrem Hause habe an etwas Anderes, als an einen Besuch bei jener Freundinn gedacht; und länger als acht Tage werde keiner

an Anderes denken. Ungeachtet sie der Ruhe und Erholung gar sehr bedurfte, so fand sie doch keine Stunde. Victor gab ihrem Dringen nach; sie brachen in wenigen Stunden wieder auf, und kamen ohne irgend ein Hinderniß bis zur polnischen Gränze. Victors sehr allgemein abgefaßter Paß machte hier Schwierigkeiten, und diese hielten sie einen ganzen Tag auf. Aber Victor hatte in den letzten Jahren gelernt, wie man bettelarme Inquisitoren zu behandeln habe; für einige Ducaten ließen sie es darauf ankommen, gehangen zu werden. Die schon damals öffentlich ausgebrochenen Unruhen begünstigten kleine Ungehörigkeiten aller Art. — Man ließ die Reisenden weiter.

Aber die stete Abmattung, der Mangel an Erholung und Schlaf, die innerliche Bangigkeit und Herzensangst, die geringen, unpassenden, oft der schmutzigen Bereitung wegen ungenießbaren Nahrungsmittel und Getränke — dieß vereinigt machte, daß Therese am vierten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise, als sie über die Hälfte des ganzen Weges zurückgelegt hatte, in W—ka so krank wurde, daß sie es nicht mehr verbergen, und sich, auch bei äußerster Anstrengung, nicht mehr überwinden konnte, von ihrem Lager aufzustehen. Victor war in Verzweiflung.

„Gehe mir es, wie Gott will,“ sagte Therese mit dem Lächeln einer willig Sterbenden. „Ich muß hier bleiben. Retten Sie sich, mein

Freund. Sie haben mich den gefährlichsten Theil des Weges gebracht: Gott vergelte es Ihnen! Er wird mich meinen Pfad allein verfolgen lassen; oder mich selbst einen andern führen."

Victor warf sich an ihrem Lager nieder und versuchte ihr Trost einzusprachen, den er selbst nicht fühlte. Aber sie zu verlassen — diesen Gedanken zu verbannen, mußte sie ihm geloben.

Er eilte nach Hilfe: er durchlief den elenden Ort. An einen Arzt, an Arzeneimittel war kaum zu denken. Endlich wieß man ihn zu einem alten Manne, der für einen Arzt, und den einzigen der ganzen Gegend galt. Victor fand einen eckelhaft schmuzigen Juden, der, bei der gröbsten Unwissenheit, Unverschämtheit genug besaß, von den Wundercuren zu sprechen, die er durch geheime Mittel zahlreich zu verrichten pflege. Victor ließ sich diese Mittel zeigen, und fand, ausser gemeinen, hier unpassenden Ingredienzen, klares Scheidewasser. Schaudernd entfernte sich Victor, und bemühte sich, nur eine Flasche guten Wein zu bekommen. Auch das war vergebens. Endlich hörte er, daß ein Oberster der Nationaltruppen hier Quartier habe, und ging zu ihm.

Er eröffnete ihm sein Anliegen. Der Oberst hatte einige Güter des benachbarten Adels ausräumen helfen, und war daher reichlich mit Wein versehen. Finster sahe er Victorn an. „So?" sagte er, „und du willst ihn wohl umsonst haben?"

„Nichts weniger. Ich gebe Ihnen für Ihren

Wein, wenn er wirklich gut ist, was Sie verlangen."

Die Miene des Obersten heiterte sich auf. „Nun wart!" sagte er, und ließ sich herab, selbst das Verlangte herbei zu holen. Jetzt kam er zurück. „Vierundzwanzig Gulden zahlst du!" rief er; und hielt die Flasche mit beiden Händen fest. Victor zahlte das Geld, nahm den leidlichen französischen Wein und flog damit nach Hause. Er überredete Theresen nur mit Mühe, ein Weniges mit einigen Bissen Brod zu nehmen; aber es schien ihr wohl zu thun. Sie fühlte sich innerlich erwärmt und schlummerte sanft ein.

Victor schlich freudig aus ihrem Zimmer in sein daranstoßendes, um auch durch keinen Athemzug ihren Schlummer zu stören. So setzte er sich der geöffneten Thüre gegenüber. Er dankte Gott mit Innigkeit für den Anschein guter Wirkung, und belauschte jede Bewegung der geliebten Freundinn.

Kaum eine Stunde mochte er so gesessen haben, als er ein Geräusch — erst unten im Hause, dann auf der Treppe, endlich vor dem Zimmer hörte. Er stand eben auf, wollte nach der Thüre schleichen, um Stille zu gebieten, als jene aufgerissen ward, und hereintrat — der Major R.stein mit sechs Mann Wache von der Nationalmiliz. Victor erstarrte. Fürchterlicher konnte kein Blitz bei ihm niederschlagen. Im Augenblick des Hereintretens sagte der Major zu dem Officier der Wache, indem er auf Victorn zeigte: „Das ist

Ihr Arrestant!" Nun wendete er ihm den Rücken zu und affectirte die höhnendste Verachtung gegen Victorn. Die Polen, die mit Verhaftung umzugehen gelernt hatten, machten Anstalt, Victorn festzunehmen. Jetzt erst erwachte dieser aus seinem starren Schrecken. Er wollte nach Gewehr springen, ward von den Polen gepackt, und, da er wüthend um sich schlug, um sich den Weg in Theresens Zimmer, wohin der Major gegangen war, zu bahnen, so wurde er von ihrer Uebermacht zu Boden geworfen und gebändigt. Die durch die gewaltige Gegenwehr erbitterten Menschen banden ihm die Hände auf den Rücken, unter den niedrigsten Schmähungen.

Der arme Gefesselte verstummte. Alle Kräfte des Geistes und Körpers schienen ihn auf einmal verlassen zu haben. Der Schrecken, die darauf folgende Anstrengung, der Grimm, sich ergeben zu müssen in einem Lande, wo die Willkür thronte, und Theresen einem Menschen zu überlassen, wie der Major war, der, wie er glaubte, noch überdieß jetzt auf's äußerste gegen sie gereizt seyn müsse: — das schien auf einmal durch einen vereinten Druck jede Spannkraft in ihm zerrissen zu haben, und ward wahrscheinlich die erste Ursache zu den spätern Folgen, die ich noch zu erzählen habe, und bei deren Andenken mir die Augen dunkel werden wollen. —

Victor blieb gefesselt am Boden liegen. Die Wache schloß einen Kreis um ihn, freudig, ihn

zur Ruhe gebracht, und so ihr Ansehen erhalten zu haben. Des Major's Toben und Fluchen schallte im zweiten Zimmer: Victor blieb stumm. Er hörte Theresens flehende Stimme, hörte seinen Namen von ihr aussprechen: er blieb stumm. Endlich sprach der Major auf deutsch sehr laut, aber, wie es schien, nicht aufgebracht, zu Theresen:

„Madame, ich habe Sie ausgehört. Nun hören Sie mich. Es beruht bloß auf Ihnen, sich selbst und ihn den Folgen zu entziehen, die Sie verdient hätten, und die ich Macht habe, über Sie und ihn zu verfügen. Niemand kennt Sie beide hier. Der Verhaftsbefehl ist mir vom commandirenden General *— koy ausgestellt. Hier ist er. Werden Sie schweigen, sich ruhig mir unterwerfen, und mir Ihr künftiges Schicksal überlassen: so können Sie darauf bauen, es soll Ihnen kein Leid widerfahren; ja, es sollen die Wünsche Ihres romanhaften Geistes noch besser erfüllt werden, als wenn Ihnen Ihre jetzige Unternehmung geglückt wäre. Sie hätten ja nur vorher aufrichtig und vernünftig mit mir darüber sprechen dürfen! Sehnsucht treibt mich Ihnen wahrlich nicht nach, sondern meine Ehre muß ich schützen, und von einer gewissen Seite her sicher gestellt werden. Werden Sie nun jene Bedingungen eingehen; werden Sie sich gefallen lassen, daß wir diese Bedingungen vor Ausgang der Sache gleich hier festsetzen; wird auch Er, der unbesonnene Thor, sich ruhig und verständig aufführen:

gut! so schwöre ich Ihnen, ich will auch an ihm keine Rache nehmen, ob ich es gleich könnte und sollte. Der hiesigen Obrigkeit kann ich ihn sogleich nicht entziehen, sonst möchte er laufen: aber — unter jenen Bedingungen, Madame — werde ich selbst veranstalten, daß man ihn so nachsichtlich behandelt, als es die Umstände irgend erlauben."

Victor hörte dieß, aber sein zerknirschter Geist dachte nichts dabei; und nur erst spät erinnerte er sich dieser Rede. Nun wurde im andern Zimmer leiser gesprochen; dann sagte der Major laut: „Sagen Sie ihm das selbst!"

Er unterstützte Theresen, und so brachte er sie in das Zimmer, wo Victor mit der Wache war. „Sprechen Sie deutsch," sagte der Major; „das versteht keiner von diesen! In drei Minuten bin ich wieder da!"

Er winkte dem Officier der Wache, welcher nun drei seiner Leute Platz an der Thüre nehmen ließ. Der Major ging hinaus. Kann es wohl eine schmerzlichere Zusammenkunft geben, als die der beiden Unglücklichen? Wie ein Schatten stand Therese da, vom Officier der Wache aufrecht erhalten; wie ein Halbtodter lag Victor noch am Boden, mit starren, nach der Thüre gerichteten Blicken. Therese schauderte zusammen bei seinem Anblick. Da richtete er das Auge auf sie, erhob sich langsam vom Boden, und verbarg die gebundenen Hände vor ihr, um sie nicht alles sehen zu

lassen, was er für sie litt. Er schwieg noch immer. Therese sprach langsam, in abgebrochenen Sätzen, zwischen denen sie lange Pausen hielt, um neue Kräfte zu schöpfen:

„Zürnen Sie mir nicht, unglücklicher Freund — Ich bin tausendmal elender, als Sie — Ich habe nicht nur mein, sondern auch Ihr Unglück verschuldet — Sie leiden um Freundschaft, um Großmuth — Fühlen Sie sich und Ihre That — Victor, Victor! einen sanftern Blick aus Ihren Augen: oder ich will zu Ihren Füßen sterben — Victor, Ihre Freundinn bittet — —" Hier reichte sie ihm die Hand. Der Unglückliche! er konnte sie ja nicht nehmen.

„Therese," sagte er matt; „ich kann Ihnen keine Hand reichen: aber ich will ruhig, ich will still seyn. Es wird noch alles gut werden."

Beide vermochten lange nicht, weiter zu sprechen. Endlich fuhr Therese fort: „Man hat mir versprochen, es soll Ihnen kein Leid widerfahren, wenn Sie schweigen, und ich gewisse Bedingungen eingehe. Ich gehe alles, alles ein; und Sie beschwöre ich — wenn ich Ihnen jemals werth gewesen, wenn Sie mir meine Sterbestunde erleichtern wollen: so widersetzen Sie sich nur einige Zeit Ihrem hiesigen Schicksale nicht. Ich werde alles aufopfern, was man verlangt, um die Zeit abzukürzen, und dieß Schicksal zu erleichtern. Wollen Sie mir meine Bitte gewähren?"

Victor bejahte es durch Zeichen. Sie fuhr

fort: „Ich sage es nochmals — aus Erbarmen gegen mich, fügen Sie sich hier unter die Hand der Uebermacht —"

Indem kam der Major zurück; Therese setzte noch hinzu: „Keine Macht der Erde soll mich von diesem Orte bringen, bis ich Sie ganz frei weiß."

„Madame!" fiel der Major ein.

„Keine Macht der Erde!" rief Therese mit entflammtem Geiste. Sie wendete sich noch einmal an Victorn: „Gott sey mit Ihnen, mein Freund; mein durch mich unglücklicher Freund! Gott sey mit Ihnen! Vor ihm sehen wir uns wieder!" —

„Ja, vor ihm sehen wir uns wieder," fiel Victor ein, „Alle!" — Therese ward vom Major in ihr Zimmer zurückgebracht. Selbst die Halbmenschen, die um Victorn standen, schienen von diesem Anblick, so unerklärlich er ihnen war, gerührt zu seyn. Der Major kam dann wieder aus Theresens Zimmer, sprach einige Worte beiseits mit dem Anführer der Wache, und ging dann wieder hinein. Der Officier sprach Einiges zu seinen Untergebenen, ging dann nicht ohne Achtung zu Victorn, zeigte ihm seine Ordre, ihn fest zu nehmen, und in gefängliche Haft zu bringen, und sagte auf russisch zu ihm: „Wollen Sie uns gutwillig folgen?" — „Ja," war die Antwort. Der Officier schnitt die Banden seiner Hände los; die Wache nahm Victorn in ihre Mitte, er ging mit

ihr fort, und warf nur noch einen Blick nach Theresens Zimmer.

Es ist nöthig, hier Rechenschaft zu geben über den Zusammenhang dieser Ereignisse, und über das Benehmen des Majors.

Therese hatte zwar, was in ihrer Seele vorging, so wie die kleinen Zurüstungen zu ihrer Flucht, so geheim gehalten, daß Niemand, nach ihrer Meinung, das Geringste bemerkt haben konnte. Aber wer täuscht das Auge der Eifersucht? Das Frauenzimmer, das ehemals an ihrer Stelle bei dem Major gewesen war, und von welchem oben gesprochen worden ist — glühte von dieser Leidenschaft, und verfolgte Theresen deßhalb mit tödtlichem Hasse. Sie hatte bemerkt, daß in Theresens Geist etwas Ungewöhnliches vorgehe; was es sey, wußte sie nicht: aber es bewog sie, schärfer zu beobachten, und achtsamer auf alles zu lauern. Theresens Besuch bei der benachbarten Dame schien ihr zwar nicht verdächtig, er war auch nicht ungewöhnlich: aber sie wollte ganz sicher seyn. Sie schickte also den Tag nach Theresens Abreise einen Bedienten zu dieser Dame mit einigen gleichgültigen Aufträgen und Fragen an ihre Gebieterinn. Von diesem Abgesandten hörte sie, daß die Dame ihre Freundinn jetzt gar nicht gesehen habe. Theresens ehemalige Verhältnisse mit Victor waren dem Major, vor seiner Verheirathung, bekannt worden; ein Mann, wie er, mußte

sie sich noch ganz anders denken, als sie waren: dennoch blieben sie ihm so gleichgültig, daß er davon selbst mit seiner Vertrauten gesprochen hatte. Diese errieth nun leicht, was geschehen sey, fertigte einen Eilboten an den Major ab, und Kundschafter nach allen Gegenden, wohin die Flüchtige sich gewendet haben möchte. Der Major eilte auf jenen Bericht zurück, war der Meinung seiner Freundinn, daß Victor im Spiel sey — obgleich man keine Nachricht davon hatte; wußte durch seine Verbindungen sich Empfehlungen von Wichtigkeit an mehrere damals mächtige Polen zu verschaffen; jagte der Spur der Flüchtigen nach, ward an der polnischen Gränze von beider Zusammenkunft und von dem Wege, den sie genommen, unterrichtet, machte seine Empfehlungen geltend, wirkte sich Vollmacht zur Festnehmung der Entflohenen auf dem ganzen, polnischen Gebiete aus, kam damit an, und so ereignete sich, was vorhin erzählt worden.

Sein erst aufbrausendes, dann fast ruhiges Benehmen bei der Zusammenkunft war planmäßig, und lag in seinem Charakter. Die Hauptbedingung, unter welcher er Victorn kein Leid zuzufügen versprach, war vermuthlich — gänzliche Verzichtleistung von Seiten Theresens auf ihr Vermögen. Dieß allein hatte er geheirathet. Ueber Victorn konnte er leicht Gutes versprechen. Da er die Perle, die ihm dieser geraubt, nicht zu schätzen wußte, so fühlte er auch wenig Haß ge-

gen ihn. Auch beruhte es ja auf ihm selbst, ob er seine Versprechungen halten wollte; wozu noch kam, daß seine Absichten mit Theresen und Victorn weiter gingen. Vor der Rache des Letztern konnte er sicher seyn, da nach seinen Veranstaltungen Victor schwerlich den russischen Boden wieder betreten durfte.

Daß Therese jenen schrecklichen Entschluß nicht ausführte, der gewiß verhindern sollte, daß sie zurückgebracht würde — daran war vielleicht nur der Ueberfall im Schlafe Schuld; vielleicht auch ihre von Krankheit gebrochene Kraft, oder die Furcht, Victorn noch unglücklicher zu machen. Wahrscheinlich hatte sich auch der Major gegen sie noch mehr über ihre künftigen Verhältnisse erklärt.

Victor wurde von der Wache nach dem Stadtgefängnisse gebracht. Ich weiß nicht, ob man kein besseres Behältniß besaß, oder ob es Tücke des Majors war; man brachte den Unglücklichen, der sich alles gefallen ließ, in ein Geklüft, wo kein Strahl der Sonne den starren Frost milderte, kein Schimmer des Mondes die unendlich scheinenden Nächte verkürzte; wo von herabträufelnden und umherdunstenden Feuchtigkeiten sein ganzer Körper in wenigen Stunden durchnäßt war; worin sogar ekelhaftes Ungeziefer seinen Wohnplatz aufgeschlagen hatte. Er saß einige Stunden da in der schreckensvollen Einsamkeit, versenkt in dum-

pfes Hinbrüten. Endlich erwachte seine Besinnung. Des Ersten, was sie ihm eingab, sey nicht gedacht; wie der Himmel sein nicht gedacht haben wird. Dann starrte er unverwandt das Bild seines Elends an, das, wie er meinte, nur durch Gutes, eben durch das Beste, was er gekannt — von ihm herbeigeführt worden sey. Da befestigten sich zuerst in seinem innersten Wesen die Grundfäden des zähen Gewebes, womit der vom erbitterten Gefühle umhüllte Verstand, wie eine vielgegliederte Gartenspinne, die noch nicht gereifte Frucht emsig umspann, und vertrocknen machte. Den einfachfrommen Glauben, das vertrauende Hingeben an den, den man nicht sieht, auch bei dem, was man nicht begreift — wie dieser Glaube, dieß Hingeben in seiner kindlichen Brust geruht, und von frommen Aeltern geweckt worden — hatte die Welt, deren er, innerlich unbefestigt, nicht mächtig werden konnte, wo nicht erdrückt, doch so tief in das Dunkel zurückgedrängt, daß sie dort entschliefen, und durch so kurzes und unruhiges Leiden nicht hervorgerufen werden konnten. Seine Geisteskraft sammelte sich, aber zu Stolz und Trotz. Nun wollte er schauen, oder verwerfen. Er sah den Zusammenhang irdischer und himmlischer Dinge nicht, und meinte nun, für ihn wenigstens gebe es keinen. Im Allgemeinen läugnete er eine höchste, moralische Weltregierung nicht ab, setzte aber hinzu: „Da ich ohne meine Schuld sie nicht finde, so ist sie wenigstens für mich nicht

vorhanden; und da sich mir, gleichfalls ohne meine Schuld, allerwärts Merkmale ihres Gegentheils aufdrängen, so ist es Bescheidenheit, daß ich sie nicht abläugne. Er sprach in der Folge über diese Gegenstände niemals: er wollte keine Proselyten machen. Vielmehr freute er sich der entgegengesetzten Ueberzeugung Anderer, und gönnte ihnen die Beruhigung, die Würde und das Glück, die sie darin fanden: für sich aber schrieb er viel darüber nieder; doch ist das Kühne seiner Behauptungen zu reizend, und das Feurige seiner Beredtsamkeit zu hinreißend, als daß wir diese seine Papiere nicht aus demselben Grunde unterdrücken sollten, aus welchem er über ihren Inhalt mündlich schwieg. Ein einziges Blatt, als zu unserm Vorhaben nothwendig, werden wir in der Folge mittheilen. —

Nachdem jetzt Victors Geist, eingeladen durch schwarze, widerwärtige Einsamkeit, an finsterm Grübeln sich abgemattet hatte, und grieselnder Fieberfrost ihn von der Betrachtung geistiger Dinge zum Gefühl seiner jetzigen Lage herabzog, so war das Erste, was in ihm aufglühte, Rache an dem Major. Doch bald lachte er seiner Ohnmacht laut. „Er wird mich schon so lange hier modern lassen, bis er mit seinem Raube in Sicherheit ist,“ sagte er „Und wär' ich auch frei: wer weiß, was ich der Unglücklichen in seiner Hand für neues Unheil damit bereitete! Wir sollen eben den Versuch bleiben lassen, in das

Rad des Schicksals einzugreifen, da wir nicht wissen, wie weit es dann fortstürzen, und welche Unschuldige es darniederreißen wird. Nun: wir wollen's auch fürder bleiben lassen! Thue ein jeder für sich, was er mag. Will er versuchen, der ehernen Kette, die uns alle daran fesselt, sich zu entwinden: wohl gut! will er's nicht: vielleicht desto besser! Endlich läuft's doch hinab, und zieht uns mit sich, dahin, wo wir dann stillliegen unter unsern Rasenhügeln, und unsre Brüder über sie hinwandeln, und rufen bei den Blumen, die ihnen entblüh'n: Wie schön ist's doch auf der Erde!" —

Hier störte ihn der Gefangenwärter, der ihm seine Nahrung brachte, welche, im Vergleich mit dem Uebrigen, nicht schlecht war. Victor versuchte mit dem Manne, der einen eigenen, feststehenden, boshaftlächelnden Blick im Auge hatte, und immer halbtrunken war, zu sprechen: aber dieser verstand nur Polnisch. Victor machte ihm durch einige aufgeraffte Worte und durch Bewegungen begreiflich, er verlange ein anderes Behältniß, und wolle gern dafür zahlen: der Mann gab aber zu verstehen, daß davon nichts zu haben sey. Indeß fragte er doch lauernd: „Kannst du zahlen?" Victor griff in die Tasche; aber da besann er sich erst, daß man ihm, bei seiner Einkerkerung, Alles, was er bei sich gehabt, genommen hatte. Er lachte in bitterm Unmuth, und der Andere lachte mit. Victor machte ihm nur

auf das aufmerksam, was man im Gasthofe von ihm finden würde: aber jener lachte noch mehr, und meinte, das hätten die Herren schon in Beschlag genommen. Vom Major und Theresen wollte der Wärter nichts wissen; wußte auch vielleicht von ihnen nichts. Dagegen verlangte er für den jetzigen Unterhalt durchaus eine Belohnung; und da er selbst an Victorn nichts Entbehrliches von Werth sah, so war er so bescheiden, nur sein Schnupftuch zu fordern. Victor reichte es ihm lächelnd.

Der Gefangenwärter ging. Nun stürzte sich das ganze Gewicht seiner Lage wieder zurück auf Victors Brust. Sein Entschluß war so trostlos, als diese seine Lage selbst. Er durchsuchte alle Taschen mit ängstlicher Hast: er fand nicht, was er suchte. „Also auf diese Art!" — sagte er, und goß die Suppe in einen Winkel des Gefängnisses, fest entschlossen, keine Nahrung zu nehmen. Nach einer Weile durchschütterte ihn der Gedanke: Darfst du aber auch ausführen, was du hier begonnen? Er sank in ein langes Nachdenken darüber.

So verging der Tag, so kam der Abend. Victor nahm dieß nur ab an der Abendkost, die man ihm brachte. Kaum war er allein, so verfuhr er damit, wie den Mittag. Schaudernd in Fieber, gequält von Hunger und Durst, legte er sich auf die feuchte Bank, brachte kämpfend alle

Qualen unter sich, und entschlief, mit dem Wunsche, nie wieder zu erwachen.

Als er am Morgen dennoch erwachte, war die Pein des Hungers und Durstes fürchterlich: aber er bezwang sie. Da nun aber den Mittag sein Wärter stärkende, warme Kost brachte — da fühlte er unabweisbar, wie, je mehr die Kräfte, das Leben zu fristen, abnehmen, je stärker der Trieb wird, es sich zu erhalten. Er vermochte schlechterdings nicht, die ihm dargebrachten Nahrungsmittel wieder ungenossen zu lassen. Er ergrimmte über sich, er schmähte sich selbst: er aß und trank dennoch.

Mit gestärkter Kraft gelangte auch der Wunsch, länger zu leben, zu mehrerer Lebendigkeit; mit diesem Wunsche drängte sich der Trieb nach Freiheit in ihm herauf. Er besah sich den Kerker von allen Seiten, ob er nicht Hoffnung fände, sich zu befreien. Unmöglich schien es nicht; aber da ihm alle Werkzeuge fehlten, schwierig und langweilig. Er wollte zuvor andere Mittel versuchen. Gold, wußte er, ist hier das einzige, allgemeingültige: aber woher das nehmen? Er hatte schon mehrmals versucht, seinen Wärter zu bewegen, Theresen Nachricht zu bringen: aber dieser blieb bei seiner Weigerung. Endlich erinnerte sich Victor an ihr kleines Bild, das er auf bloßer Brust trug, und das man ihm nicht abgenommen, weil man da nichts mehr vermuthet hatte. Mit großer

Mühe drehte er den goldenen Rand der Einfassung los.

Als der Gefangenwärter wieder kam, gab ihm Victor zu verstehen, er habe dieß noch in seinen Taschen gefunden; es sey Gold, und solle sein gehören, wenn er ihn in ein besseres Behältniß brächte. Im Augenblick unterwürfig, versprach der Wärter Alles; eifrig riß er's weg, und als er's hatte, lachte er Victor'n aus und sagte: „Du bist schon in dem besten Loche, das wir haben!" Victor sah ihn erstaunt an, und schwieg. Dann bat er ihn nur um ein Blatt Papier, worauf er wenige Worte schreiben wolle an Jemand, der ihn theuer dafür bezahlen würde — „Pah!" rief der Mann: „das darf ich nicht!" Damit ging er fort, und warf die rasselnde Thür zu. Victor stand und sah ihm nach; dann sagte er gleichgültig: Meine Reise nach Menschenkenntniß hat mir noch immer nicht genug Resultate gegeben. —

Den Abend verlangte der Wärter, erst freundlich und demüthig, dann tückisch und drohend, mehr von dem, was er den Morgen bekommen, und versprach allerlei dafür: Victor blieb gelassen dabei, daß er nichts mehr habe. Der Wärter ließ sich damit nur auf kurze Zeit abweisen, kam, vom folgenden Morgen an, fast alle zwei Stunden, und plagte den armen Gefangenen mit Bitten und Drohen, Gold — Gold herauszugeben. Victor erzürnte sich nicht mehr.

So hatte er vier Tage zugebracht. Am Abend

des vierten Tages trat, zu ungewöhnlicher Stunde, der Wärter mit der Laterne herein. Er zählte sich wieder freudig in die Hand, und gab Victorn zu verstehen: jetzt, jetzt müsse er durchaus zahlen, denn . . . er zeigte ihm ein Billet, an Victorn überschrieben. Dieser konnte ihm nichts geben: der Wärter reichte ihm den Brief dennoch. Victor erbrach hastig, und las bei dem Schein der Laterne:

„Mein Herr! Aus zu großer Nachgiebigkeit gegen die Bitten meiner Frau habe ich mehr für Sie gethan, als Sie verdienen. Ich melde es Ihnen, damit Sie Ihre Maßregeln darnach nehmen können. Sie werden morgen in's Verhör gebracht. Da dieß, auf meine Bitte, um Weitläufigkeit zu vermeiden, militairisch angestellt wird, so kann Ihr Schicksal sogleich entschieden werden, wenn Sie sich klug zu benehmen wissen. Ihnen mehr davon zu sagen, finde ich nicht räthlich, weil ich Ihnen nicht traue. Da Sie von Ihren wenigen Effecten schwerlich Etwas zurückbekommen werden, so macht Ihnen meine Frau ein Geschenk von hundert Ducaten, die Sie bei dem Juden Abraham S. erheben können. Sie sind Ersatzes genug, und können Ihnen Dienste leisten. Ich übersende sie Ihnen nicht, weil man sie Ihnen abnehmen würde. So lange Sie den russischen Boden nicht betreten, haben Sie von mir nichts zu befürchten: ich verachte Sie. Sollten Sie es aber wagen, unsre Gränze zu berühren:

(ich habe hinlängliche Anstalten getroffen, dieß sogleich zu erfahren) dann fürchten Sie Alles, was in meinen Kräften steht. Ich habe uneingeschränkte Verhaftsbefehle gegen Sie. Für alles Gute, was Ihnen hier erzeigt und gemeldet wird, sind Sie nur meiner Frau Dank schuldig; denn nochmals: ich verachte Sie. Ihr wird es in Zukunft ganz nach ihrem Wunsche gehen; und Sie werden hoffentlich endlich einmal so klug geworden seyn, sich nicht in fremde Dinge mischen zu wollen.

v. R=stein."

Victor steckte das Billet lächelnd ein, und der Gefangenwärter ging, da er sah, daß nun einmal kein Gold mehr vorhanden war. Den folgenden Morgen wurde Victor in das sogenannte Verhör gebracht. Es war einzig in seiner Art. Derselbe Oberst, der so theuren Wein führte, führte auch das Präsidium. Neben ihm saßen einige andere Officiere, von denen nur Einer etwas Französisch verstand; und Französisch wurde gesprochen. Hierauf folgten einige Assessoren der Stadtobrigkeit, die weder die Sprache, noch sonst verstanden, wovon die Rede sey. Unten befand sich noch ein Schreiber, der ein Ausländer zu seyn, und zum Militair zu gehören schien. Der Schreiber tauchte zwar verschiedentlich die Feder ein, bekam aber nichts zu schreiben. Der Oberst war in bester Laune. Er lachte, da man Victor'n brachte, und rief ihm entgegen:

„Na du — was macht deine Schwester?"

Victor antwortete nicht; was auch weiter nichts auf sich hatte.

Der Präsident begann das Verhör durch folgenden Schluß:

„Hör' einmal — mach' uns keine Weitläufigkeiten. Kurz und gut: du hast Einem seine Frau gestohlen. Wer stiehlt, der ist ein Dieb. Du bist also ein Dieb, und Diebe werden gehängt."

„Meine Herren," — antwortete Victor mit der Gelassenheit der Verachtung — „womit beweisen Sie denn, daß ich Einem seine Frau gestohlen habe? Wie nun, wenn ich Ihnen bewiese, daß sie sich selbst aus den wichtigsten Ursachen entfernt hat; daß ich sie nur getroffen habe, und mit ihr weiter gereist bin, wie ich mit jedem von Ihnen gereist seyn würde, wenn ich das Vergnügen gehabt hätte, Sie unter Weges aufzufinden?"

Der Präsident sah ihn groß an: „Das wolltest du beweisen?"

„Ja, mein Herr!"

„Und da hättest du also nicht gestohlen? So sag': wer hat es denn?"

„Niemand."

„Siehst du," fiel der Oberst ein; „da hab' ich dich ertappt! Das sind eitel Kniffe! Gestohlen ist worden, und die Frau des Majors: das ist klar, wie die Sonne! Und höre — mach' mir den Kopf nicht warm!"

„Nun denn, wenn gestohlen seyn muß," fiel Victor ein; „so hat die Frau den Mann bestohlen, um sich selbst —"

Der Präsident sah den andern Herrn Sprecher an; aber dieser sprach nicht, und der Schreiber schrieb nicht, hatte aber vielleicht den meisten Menschenverstand. Er nahm sich die Freiheit, dem Herrn Präsidenten halblaut einige Worte polnisch zuzurufen, worauf dieser befahl, den Arrestanten hinauszuführen. Ehe Victor sich wegbringen ließ, wendete er sich noch einmal an das preiswürdige Collegium, das sein Geschick in Händen hatte:

„Meine Herren! Ich kenne die hiesige Verfassung und Ihre Gesetze nicht — sie scheinen viel Eigenes zu haben: aber das weiß ich, daß es in den jetzigen Umständen dieses Reichs von Ihrer Willkür abhängt, wie für jetzt mein Schicksal bestimmt werden soll. Ist es möglich, (und warum sollte es das nicht seyn?) so verwandeln Sie die etwaige Strafe, die Sie für gut finden möchten, in eine Geldbuße — ich will Alles, was ich habe, und was Ihre Sorgsamkeit schon vorläufig in Verwahrung genommen haben wird — Alles das will ich darbringen; ja, wenn ich frei bin, will ich versuchen, auch die Proceßkosten, die in dieser Stunde auflaufen möchten, herbeizuschaffen. Ich könnte Ihnen leicht darthun, daß ich gar keine Strafe verdient habe: aber — es sey d'rum! Daß ich aber mich nicht in jenes

Loch zurückbringen lassen werde, und sollte ich eher meinen Kopf an diesen Mauern zerschmettern: das schwör ich Ihnen heilig! Uebrigens kann es Ihnen wohl nicht gleichgültig seyn, daß ich sehr ansehnliche Verbindungen in Rußland habe, und zwar mit Männern, die nicht etwa Feinde Ihrer Nation sind, sondern wieder mit Mächtigen Ihrer Nation in freundschaftlichem Verhältnisse stehen. Ich beweise das, sobald Sie es verlangen. Diese meine Freunde und Beschützer suchen sicher mein Recht; und Sie, meine Herren, würden dann eben so der Willkür Ihrer Obern unterworfen werden, wie ich leider jetzt der Ihrigen unterworfen bin. Sie wollen es, und ich gehe jetzt einige Minuten in das Vorzimmer: aber wenn ich zurückkomme, lassen Sie mich Ihre Entscheidung hören. Ich werde eher sterben, als mich auf's Ungewisse hinhalten lassen!"

„Na, das ist doch gesprochen, wie ein vernünftiger Mann!" sagte der Oberst. „Geh' nur jetzt, mein Schatz! Wir wollen dich bald wieder rufen lassen!"

Victor ging mit der Wache in den Vorsaal. Nach einer Viertelstunde ließ man ihn wieder eintreten. Der Oberst redete ihn an:

„Na, höre — du bist ein Mensch, der seinen Verstand hat! Gib dein Ehrenwort, daß du dich still verhalten willst."

Victor that's.

„Gut! Wir sind einig geworden — der Herr

da, (er zeigte auf einen der stummen Assessoren,) der soll dich in sein Haus aufnehmen, und gut verpflegen — Es versteht sich, für Geld und gute Worte! Da sollst du schreiben, was du zu deiner Vertheidigung zu sagen hast, und hernach wollen wir weiter sehen. Deine wenigen Habseligkeiten sind uns eingehändigt worden: wir werden darüber mit der Zeit Rechnung ablegen. Es ist freilich nicht viel, und Streitsachen kosten Geld: indessen sey ohne Furcht, du hast mit Leuten von Ehre zu thun. Ich sag' dir, Schatz, du hast meine ganze Gnade: führ' dich darnach auf. Jetzt geh!"

Der Herr Assessor stand auf, und ging mit Victor'n, unter zwei Mann Bedeckung, nach seiner Wohnung. Hier wurde dem Arrestanten ein kleines Zimmer eingeräumt; die Wache nahm an der Thür Platz; er bekam Schreibmaterialien und alles, was er verlangte, nachdem er dem Wirth zugeschworen hatte, alles auf's reichlichste zu bezahlen. Da Victor allein war, fühlte er sich in der Stimmung, wie ein gemeines Publikum bei Macbeth's Hexenscenen: es schaudert lachend, und lacht schaudernd. „Solche Wesen," sagte er, „entscheiden über das Schicksal ihrer Brüder. Ohne die Aussicht auf eine Hand voll Rubel, hätten sie mich vielleicht in hellem Spaße gehangen. Und das alles in der besten Welt!"

Endlich setzte er sich, und wollte an seiner Vertheidigungsschrift arbeiten; aber er wußte selbst nicht, was er solchen Menschen sagen sollte. Da

es Abend ward, wurde er durch ein Billet des Obersten überrascht, das ihm dieser durch eine Ordonnanz schickte, und in welchem stand, er möchte sich in aller Stille mit dem Ueberbringer und einem Mann Wache zu ihm begeben. Victor ging sogleich. Der Oberst war allein.

„Höre einmal, Männchen,“ redete er Victor'n an; „du dauerst mich. Ich glaube, du bist werth, bald frei zu werden. Aber ich muß dir sagen, deine Sache wird sich sehr in die Länge ziehen.“

„Wie so?“

„Ich habe von meinem General Ordre, in drei Tagen mit meinem Freicorps zur Hauptarmee zu stoßen: da muß ich dich und deine Angelegenheiten meinem Nachfolger übergeben, der freilich nicht so davon unterrichtet ist, wie ich. Männchen! weißt du ein Mittel, deine Sachen geschwind abzumachen? Sag's aufrichtig!“

„Wenn Sie von meiner Unschuld überzeugt sind, und meine Freiheit wollen —“

„Je nun ja — unter den rechten Umständen, versteht sich! Aber es ist doch bei mir nicht allein anhängig, und die Formalitäten, Kind, die Formalitäten!“

„O die Herren Assessoren: die wissen wohl gar nicht, wovon die Rede ist.“

„Ja, das ist wohl wahr.“

„Diesen könnte man vielleicht durch eine kleine Vergütung Stillschweigen auflegen. Es ist nicht eben schwer, nichts zu sagen, wenn man nichts weiß.“

„Sieh, da bist du auf rechtem Wege.“

„Nur der Herr Schreiber, welcher nicht schrieb, aber sprach; und der Officier an ihrer Seite, welcher nicht sprach, aber verstand.“

„Na, Männchen, man müßte einen Versuch machen — Ich mein' es gut. Hast du Geld?“

„Nichts, als was sich unter meinen Effecten gefunden haben muß.“

„Ach, daran mußt du gar nicht mehr denken; das geht rein auf für Proceßkosten.“

„Dann hab' ich noch hundert Ducaten bei dem Juden Abraham S. zu erheben.“

„Hundert Ducaten? Sieh einmal! Nun wart', die will ich gleich holen lassen.“

„Ich kann sie nur in Person, nur von ihm selbst erheben.“

„So will ich dich mit meiner Ordonnanz zu ihm gehen lassen. Hundert Ducaten — Weiter nichts? Glatt und gar nichts?“

„Gar nichts!“

„Na, man muß eintheilen lernen. Sieh', ich will für dich rechnen: denn du dauerst mich. Erst befriedigst du die Herren all' zusammen; dann bezahlst du deinen Wirth, kannst dir auch Einiges von deinen ehemaligen Kleidungsstücken bei uns einlösen, und behältst noch immer einen feinen Ueberschuß.“

„Von dem ich einen Theil kaum besser anwenden kann, als zum Beweise meiner Erkenntlichkeit gegen Sie, für Ihre Mühe und Güte.“

„Das wird sich machen. Du bist ja ein Mann, der Verstand hat. Geh' zu deinem Juden. Wir können die Sache den Abend abthun, und morgen vor Tage bist du ...."

Er blies sich durch die Finger. Victor bat nur noch um seine Papiere, und der Oberst versprach sie unentgeldlich. Er wollte das selbst sogleich besorgen. Victor ging mit der Ordonnanz zum Juden, und bekam das Geld, nach Abzug einiger Procente für richtige Zahlung. Als er zurückkam, war der Oberst noch nicht da; er kam aber bald, in lustiger Laune.

„Na, Männchen," sagte er; „da hast du dein Geschreibe! Es sind doch nicht Wechsel darunter?"

„Sehen Sie es durch!"

„Ich hab's schon gethan," antwortete er lachend. „Es geht übrigens alles gut. Ich habe den meisten Herren schon einen Wink gegeben, und nehme alles auf mich."

Victor dankte, und befriedigte dann den Obersten für sich und das ganze Collegium. Der Oberst bot ihm freundlich die Hand, gab ihm einen Reisepaß, und ließ selbst die Pferde zur nächtlichen Fahrt bestellen.

Victor ging jetzt mit der Wache nach seiner eigenen Wohnung. Der Hauswirth war schon unterrichtet. Er zeigte sich höflich, unterthänig und blind, nach Möglichkeit. Die Pferde kamen; Vic-

tor fuhr, wahrscheinlich ohne selbst bestimmt zu wissen warum, nach Grodno.

Weiter kann ich die Geschichte Victor's nicht umständlich verfolgen. Weiter gehen die von ihm aufgesetzten Notizen nicht, und mündliche Nachweisung zu erlangen, war aus Ursachen unmöglich, welche die Folge darlegen wird. So entgeht uns fast ein Jahr seines Lebens. Wahrscheinlich hielt er sich, in seinem nun ganz verdüsterten Sinn, selbst nicht mehr des Schreibens für werth. Darum gab er auch wohl seinen entfernten Freunden keine Kunde. Hier ist alles, was ich von ihm aus diesem Jahre seines Lebens habe erfahren können. Er meldete kürzlich dem Herrn von H— nach St. Petersburg, seine dort zurückgelassene Habe möchte ihm nach Grodno gesendet werden. Dieß geschah. Er bemühte sich unabläßig, Nachricht von Theresen zu erhalten. Seine Mühe war vergebens, aber sie gibt einiges Licht über den Zustand seines Gemüths. Er wurde mit dem würdigen, jungen Grafen R. bekannt. Dieser enthusiastische Musikliebhaber nahm ihn unter den vortheilhaftesten Verhältnissen mit auf seine Güter, schätzte ihn hoch, ehrte seine Geheimnisse und sein zurückhaltendes Schweigen, und entließ ihn nur dann, als er selbst, der Graf, wegen der letzten politischen Verwandlung seines Vaterlands, flüchtig werden, und seine Güter verlassen mußte. Mir scheint es, daß Victor nach

dieser Entlassung gesonnen war, in sein Vaterland zurückzukehren, obschon nicht auf geradem Wege. Warum nicht auf diesem, ist mir unbekannt; vielleicht verlangten es die kriegerischen Verhältnisse. Ich beschließe mit dem oben versprochenen Blatt aus seinen Papieren.

„Ich trat unter meine Brüder, sie näher zu kennen, damit ich sie inniger und thätiger zu lieben vermöchte. Ich richtete meine Augen rund umher — Gott, zu was hast du deinen Menschen gemacht! Aufgerichteten Haupts geht er unter seinen Mitgeschöpfen einher. Schon sein über sie erhabener Blick verkündigt ihren Herrn, der zur Erde herabsehen und zum Himmel hinaufblicken muß. Er allein wohnt, wo er will; athmet die siedende Luft der Linie und die erstarrende der Polarkreise. Sein Wille bändigt die wilde Natur um ihn her; Löwe und Wallfisch zittern vor seinem Vermögen und seiner List; gehorsam reicht die Erde ihm ihren Rücken dar, und Gärten blühen, wo Wildnisse schreckten, Lauben dämmern, wo Höhlen umnachteten. Wo die Natur sich seinen Fesseln entzieht, da ist er größer, und weiß sich über sie zu erheben in seiner Kühnheit. Er trotzet den Donnern und Feuersäulen der Vulkane, und bauet auf ihrem Nacken liebliche Früchte. Er allein genießt nicht nur der Frucht, sondern freuet sich auch der Schönheit ihrer Blüthe. Muthig durchschifft er die Meere und durchsegelt die Lüfte. Er zwingt den Abgrund, Schätze heraus-

zu geben, damit das Weib seiner Liebe sich schmücke; er fasset den Blitz, damit er unschädlich herabzucke und seine Wohnung verschone. Er verfolgt die Natur in ihre geheimen Werkstätten, und sagt oft zu ihr: *So schaffst du!* Er mißt den Lauf des Planeten nicht nur, sondern sagt auch zu ihm: *Deßhalb läufst du so!* Tiefer und tiefer steigt er hinab, und senkt sich in sein eigenes inneres Wesen; auch da mißt er die Gränzen seiner Kraft, und bestimmt für alle unendlichen Geister, was wahr ist, und gut, und schön. Sein Gefühl bietet der Vernunft die Hand: ja, das ist wahr, ist gut, ist schön! Frei in seinem Wollen entscheidet er sich für Recht oder Unrecht, Leben oder Tod, und nichts kann ihn beschränken; nichts ihn in seinem Thun aufhalten. In ihm ruhet das Vorbild sittlicher Güte; frei ruft er's hervor in's Licht, und hört es fragen: bist du wie ich? und sieht es locken: sey wie ich! — *Gott, zu was hast du deinen Menschen gemacht!*"

„Ich trat unter meine Brüder, sie näher zu kennen, damit ich sie inniger und thätiger zu lieben vermöchte. Ich richtete meine Augen rund umher — *Menschen, zu was habt ihr euch selbst gemacht!* Ohne Ahnung eurer Würde und des Gottes in euch schleicht ihr dahin, zur Erde gebeugt; nur aufmerksam, wie das Thier, wo sie Futter bringt; nur freudig, wenn ihr euren Hunger lecker befriedigt. Ihr erliegt fast unter der Menge von Leiden, ihr jammert unter

dem Druck eines elenden Schicksals, und schafft euch jene, bestimmt euch dieses, durch gieriges Sättigen niedrer Triebe. Jetzt habt ihr diese gesättigt, und ruhet nicht: die Gier kehrt wieder, und heftiger, indeß ihr durch Genuß euch abgestumpft und gleichunfähig gemacht habt, zu entbehren und zu genießen. Ihr wißt das, und ras't immer fort, wider euch selbst, wider alles, was euch hindern will, achtend nimmer auf Recht oder Unrecht, an euch reißend, was rein oder unrein ist. Weisere lehnen sich auf; ihr ruft: Finster, finster soll's seyn, daß wir in Finsterniß herrschen! Bessere treten hervor; ihr ruft: Werdet so schlecht, wie wir; dann sollt ihr mit uns genießen! Sehet da: es gelingt! Schon wird ihre Weisheit Gewinnen, Leben, Genießen, feiner nur und reizender, ungestraft von Göttern und Menschen. Und nun hören wir sie sich rühmen vorurtheilsfreier Größe; sehen sie stolziren in ihrer Schande; und mitleidig lächeln herab auf die, die nicht so sind, wie sie selbst. Sie schmücken ihren Geist mit Glanz und ihre Erscheinung mit kühnem Frevel; da fragt sich's nicht mehr: was ist wahr, und gut, und schön, sondern, was hört, was bezahlt man gern? Kräftige Naturen rauschen hervor; sie leuchten umher in ihrem Vermögen und in den Thaten ihres Heldenmuths: aber da fragt sich's nicht mehr: was ist recht und treu, fördernd ein allgemeines Heil? sondern: was mehret die höhnende Eigenmacht, die trotzende

Herrschgier und den weithin gellenden Ruhm. Und die blöde Heerde erschrickt, staunet empor, drängt sich, und stecket die Köpfe ängstlich zusammen, still den Rücken bietend jedem Unwetter, das über sie ergehen soll. Wer wollte da schonen? Thu' ein jeder, was er nicht lassen kann! Hab' ein jeder, was seine Kraft erringt! Trag' ein jeder, was seine Schulter vermag! — Menschen — zu was habt ihr euch selbst gemacht! —"

Im Herbst des Jahes 1795 ging ich aus Rußland, und war durch gewisse Verhältnisse genöthigt, einen Theil von Litthauen und Polen zu durchstreifen. An einem traurigen Herbstabende kam ich zu Willna an. Ich beschloß, hier zu übernachten. Mein zerlumpter Postillion brachte mich in einen Gasthof. Der Wirth war mit seiner Frau abwesend, und ihr Sohn, ein einfältiger Tropf von etwa achtzehn Jahren, besorgte mit noch einem Burschen die Wirthschaft. Mit Beiden war durchaus nichts anzufangen. Ich wünschte einige Unterhaltung, und fragte, ob noch andere Fremde im Hause wären. Ein Herr, heißt es; der ist aber ausgegangen und kömmt erst zum Abendessen wieder. Ich fragte nach den wenigen Sehenswürdigkeiten des Orts, von denen ich gelesen: der Wirthssohn wußte nichts davon. „Ihr habt Klöster hier?" fragte ich weiter. „Ja, geistliche Herren und Frauen!" antwortete der Bursche.

Ich ließ mir den Weg beschreiben und wanderte nach ihnen aus.

Ich kam zuerst an die Klosterkirche der Ursulinerinnen. Es war schon ziemlich dunkel geworden, und ich sah einige Lichter durch die langen, schmalen Fenster blinken. Die Kirchthüre war offen, ich ging hinein. Das alte, halb erleuchtete Gebäude machte einen feierlichen Eindruck. Die graulichen Wände gaben die Helle der spärlichen Lichter wunderlich gebrochen zurück: die Bogen und Pfeiler warfen mächtige Schatten. Um mich her herrschte Einsamkeit und Stille des Grabes. Nur selten wurde diese Stille gestört durch ein leises Knistern von den Tritten einzelner Personen, die in die Betstühle schlichen. Aus diesen drang zuweilen ein einzelner halblauter Seufzer, ein mattes Stöhnen des Betenden an mein Ohr, und zitterte hinab zum Herzen. Mir ward unheimlich und bänglich, als wandelte ich unter Todten. Noch stand ich im einsamsten Theile der Kirche. Ich ging einige Schritte weiter, und setzte mich in einen umgitterten Betstuhl, um den Eindrücken weitern Raum zu geben. Indem bewegte sich Etwas in einem sehr düstern Winkel seitwärts von mir. Ich erschrack; richtete meine Augen schärfer dahin, und entdeckte einen Mann, der gleichfalls in einem Betstuhle saß. Er war in die Ecke gedrückt, das Angesicht gegen die Wand gekehrt; gehüllt in einen dunkeln Mantel saß er nun lange unbeweglich. Der hat auch wohl sei-

nem Gott und der Einsamkeit Manches zu vertrauen, Manches zu klagen; dachte ich, und hielt mich still, ihn auch durch keinen Blick zu stören.

Jetzt ertönten die Glocken des Thurms. Was mag das zu so ungewöhnlicher Stunde zu bedeuten haben? dachte ich, und fragte ein Weib, das in der Nähe knieete. Sie antwortete, sie wisse es nicht, und murmelte ihre Bußpsalmen weiter. Nun wurde es lebhafter in der Kirche. Man zündete mehr Lichter an, besonders im Chor und um den Altar. Das eiserne Gitterthor, das jenen vom Schiff der Kirche trennt, ward aufgeschlossen; und nicht wenig Menschen, besonders Weiber mit Kindern, kamen zu den verschiedenen Thüren herein, und gingen nach diesem Gitterthor. Nur die düstre Figur vor mir achtete nicht darauf, und blieb unbeweglich. Ich blieb um ihretwillen.

Die Nonnen versammelten sich im Chor, die Orgel fing an, einfache Accorde uns zuzusenden. Sie hallten von den hohen Wölbungen wunderbar verschmolzen hernieder und drangen mir in die Seele, daß ich kaum athmen konnte. Die Orgel spielte fort, und immer mehr Menschen zogen gaffend vor mir vorbei nach jenem Theil der Kirche. Ich stand nun auch auf, und wollte wenigstens sehen, was es dort gäbe. Da beschloß die Orgel, und der Gesang fing in schleichenden, dumpfen Einklängen an:

Requiem aeternam dona eis, Domine;
Et lux perpetua luceat eis,
Exaudi orationem meam;
Ad te omnis caro veniet *).

Eine gewaltsame Bewegung ergriff mein Inneres; aber noch mehr schien der Mann überrascht und ergriffen zu seyn. Langsam richtete er sich jetzt gleichfalls auf, hüllte sich dichter in seinen Mantel, und ging denselben Weg, wie wir alle. Jetzt kamen wir hin und standen auf gewölbten Begräbnissen, die mit Steinplatten belegt waren, worauf die Bilder der darunter Ruhenden knieten und beteten. Eines dieser Begräbnisse war eröffnet. Neben diesem stand ein Sarg mit schwarzem Tuche lang behangen, und darin lag eine Todte in weißem Gewande, das Gesicht mit dem Schleier bedeckt. Auf beiden Seiten standen trauernde und verschleierte Schwestern und hielten brennende Wachskerzen. Die Orgel spielte leiser, und nun sang das Chor tiefer und mit dumpfer Stimme:

Kyrie eleison!
Christe eleison!
Kyrie eleison! **)

---

*) Ew'gen Frieden gib ihnen, Herr;
Und unvergänglich Licht leuchte ihnen.
Erhöre mein Gebet,
Zu dir kömmt einst alles Fleisch.

**) Herr erbarme dich!
Christus, erbarme dich!
Herr, erbarme dich!

Die Gemeinde fiel auf die Kniee, schlug die Brust, und murmelte diese Worte, sie vielmal wiederholend, nach. Ich und der Andere — wir standen und sahen über die Knieenden hinweg. Die Orgel fiel nun stark und mächtig ein; der Gesang ward wieder laut und hell:

Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis! *)

Der Mann im Mantel kehrte sein bleiches, finstres Angesicht zu mir und sagte: „Wer mag die Verstorbene gewesen seyn?" — „Ich bin hier fremd, ich weiß es nicht" — war meine Antwort. Nach kurzem, leisem Zwischenspiel der Orgel beschloß der Chor, schwach, eintönig und tief:

Oro supplex et acclinis,
Cor contritum quasi cinis,
Gere curam mei finis!
Lacrimosa dies illa,
Qua resurget ex favilla
Judicandus homo reus:
Huic ergo parce Deus!

---

*) Herr, vor dem die Welten beben;
Der Erlös'ten gibt das Leben:
Würd'ge mich, auch mir's zu geben!

Pie Jesu, Domine,
Dona ei requiem! Amen! *)

Nun war eine Todtenstille umher und jedes betete sein Vater-Unser für die Entschlafene. Dann trat die zu oberst stehende Schwester herzu zum Sarge und hob, mit dem lautgesprochenen Segenswunsch: Requiem aeternam **) — den Schleier vom Antlitz der Entschlafenen, um das schöne Todtengesicht der Gemeinde noch einmal zu zeigen. Und in dem Augenblicke stieß der Mann neben mir einen gräßlichen Schrei aus: drängte alle Vorstehende hinweg, war am Sarge unter den erschrockenen Nonnen, schlug die Hände über dem Haupte zusammen und rief überlaut: „Ja, ja — Sie ist's! —"

Mit diesen Worten warf er sich am Sarge nieder; die Nonnen flohen mit ihren Kerzen; das Volk drängte, murmelte, die Kinder schrieen: es war ein entsetzlicher Moment!

---

*) Hingebeugt, im Staube, wende
Flehend ich zu Dir die Hände,
Sorge, Gnäd'ger, für mein Ende!
Tag der Thränen, Tag der Schrecken,
Der zum Weltgericht wird wecken:
Laß an ihm Dein Schild mich decken!
Schone, die in Deinem Namen,
Heiland, sterbend zu Dir kamen:
Frieden ihnen schenke! Amen!

**) Ew'gen Frieden! —

Ich faßte den Unglücklichen. Unter dem Beistande einiger Männer brachte ich ihn in einen Betstuhl; Einige liefen nach dem Arzt. Er riß sich die Kleider auf; er zog ein Bildniß hervor, das er auf der Brust getragen; dieß hielt er uns hin und rief: „Da, sehet selbst!“ Es war das Bild der Entschlafenen: es war das Bild Theresens. Mit jenen Worten sank er zusammen, indem sich seine Lippen bewegten, als sage er noch etwas, das wir aber nicht vernahmen.

Victor — denn allerdings war er der Fremde — wurde in den Gasthof, und, nachdem er eine Weile wie erstarrt gelegen, wieder in's Leben gebracht: aber in welches Leben! Das Band, welches die Welt in uns mit der Welt außer uns verbindet, war durch eine Art Nervenschlag zerrissen. Er schien von Allem, was um ihn war und um ihn geschah, nichts zu erfahren, oder doch so schwache Eindrücke zu empfangen, daß sie nicht bis zu seinem Bewußtseyn drangen. Da ließ er denn Alles mit sich machen, und sahe Alles mit düsterem, unverändertem Blick an.

Der geschickte Arzt bemühte sich mehrere Tage hindurch unausgesetzt mit allen ersinnlichen Versuchen: Victor blieb unverändert, wie er den ersten Augenblick seines Erwachens war; und nur ein einzigesmal fuhr er auf, als sich ihm ein Officier in russischer Uniform näherte. Sobald sich dieser aber entfernt hatte, versank er in seine vorige Stille. Er sprach kein Wort, wie wir

ihn auch ansprachen oder sonst veranlaßten. Seine Sprachwerkzeuge waren auf die wunderbare, doch nicht beispiellose Art gelähmt, daß sie durchaus kein Wort aussagten, als das, was er wahrscheinlich im Augenblick der Lähmung ausgesagt hatte; nämlich: Requiem aeternam *) — Es machte eine höchsttraurige Wirkung, immer und immer wieder nur dieß Wort von ihm zu vernehmen; bis man sich endlich daran gewöhnte.

Nachdem der Arzt alle Hilfsmittel vergebens erschöpft hatte, kam er, wie wir auch, auf die Meinung: wenn irgend etwas, so könne nur eine gleichfalls überraschende, heftige Erschütterung von wohlthätigem Erfolg seyn. Da unser Kranker sanft war und mich meine Bestimmung in die Gegend seines vaterländischen Dörfchens brachte; so beschloß ich, ihn mit mir zu nehmen, und ihm durch den unvermutheten Anblick seiner Aeltern und Geschwister diese wohlthätige Erschütterung zu verschaffen. Der Arzt billigte meinen Vorschlag. So reis'te ich mit meinem lieben Stummen ab. Er ließ sich Alles gefallen, und machte mir nicht die geringste Beschwerde. Noch aus beträchtlicher Entfernung schrieb ich an seinen Vater, und ließ diesen Etwas von Victors traurigen Umständen ahnen; acht Tage vor unserer Ankunft meldete ich Alles, wie es war, gab den

---

*) Ew'gen Frieden! —

Tag unsers Eintreffens an, und bat, Alles zum überraschenden Empfang vorzubereiten.

Victor fuhr durch seine vaterländischen Fluren, fuhr auf sein liebes Dörfchen zu, ohne die geringste Vermuthung zu geben, daß er es kenne. Jetzt kamen wir an. Wir hielten vor dem Pfarrhause. Victor ließ sich, wie gewöhnlich, aus dem Wagen helfen und an meinem Arme leiten. Kein Mensch kam uns entgegen; Alles war öde auf dem Hofe und in dem Vorhause. Mein Herz schlug hoch von Erwartung und Sehnsucht nach gutem Erfolg. Ich hatte bei'm Aussteigen die Familie in der untern Stube versammelt gesehen. Ich zog Victor'n näher an mich, führte ihn hart an die Thür des Zimmers, und riß diese auf einmal auf. Gott, welch' eine Scene! Der ehrwürdige Greis stand vor uns mit ausgebreiteten zitternden Armen, unterstützt von einem seiner Söhne. Er rief laut mit emporgerichtetem Blick die Worte der Schrift:

„Herr, du schlägest mein Leben zu Boden! Eile, Herr, und sey mein Retter!"

Die alte Mutter, die Geschwister standen im Halbzirkel, die Tücher vor den weinenden Augen, und riefen schluchzend überlaut:

„Victor! Victor! Sohn! Bruder! Kennst du uns nicht mehr?"

Victor stutzte. O wie schlug mein Herz von froher Hoffnung!

„Hieher, mein theurer, mein unglücklicher

Sohn!" rief der Vater, zog ihn in seine Arme und drückte ihn fest an sein Herz. Victor starrte ihn mit großen Augen an, blieb an seiner Brust liegen; — freudig nahmen wir's für Anschein der Besserung; da fing er an zu lächeln, kehrte sich ab von seinem Vater, faltete, wie gewöhnlich, die Hände, und sagte: »Requiem aeternam!» —

So ist er heute noch, und jede Bemühung um seine Wiederherstellung fruchtlos. Er ist sanft und folgsam, wie ein Kind; schweift gern im benachbarten Walde umher, wo er am düstersten ist, pflückt Blumen und zerreißt sie. Sonst nimmt er an nichts Antheil. Nur neulich bemerkte man, daß er mit größter Aufmerksamkeit einer Leichenbegleitung im Dorfe folgte. Doch vernahm man auch da von ihm kein Wort, als: »Requiem aeternam!» —

Das

Americanische Teufelchen.

Frei nach dem Französischen

bearbeitet.

Und damit Basta!

„Und damit Basta!“ sprach der Graf von Wallheim zu seinem Neffen Adolph, indem er unter dem letzten Baume der Schloß-Allee stehen blieb; „in zwei Stunden hältst du dich zur Abreise nach dem Landgute des Herrn von Pfauenhausen bereit. Ich gehe unterdessen, den Empfehlungs-Brief zu schreiben, und du kannst deine Angelegenheiten hier in's Reine bringen, oder auch nicht in's Reine bringen, wie du willst. In zwei Stunden reisest du.“

„Aber lieber Herr Oheim,“ erwiederte Adolph bescheiden.

„Aber lieber Herr Neffe,“ unterbrach ihn der Graf mit dem bestimmtesten Tone; „ich will es einmal so haben, und dabei bleibt's! Heute Abend noch kannst du auf dem Landgute meines Freundes eintreffen. Wenn du ihm gefällst, so ist morgen die Verlobung, und übermorgen die Hochzeit.“

„Wenn ich aber nicht das Glück habe, dem Fräulein von Pfauenhausen zu gefallen,“ versetzte Adolph abermals, „so kann ich sie doch

nicht mit Gewalt zwingen, meine Hand anzunehmen."

„Die Tochter meines Freundes ist ein weit gehorsameres Kind, als du," sagte der Alte immer unmuthiger. „Und wenn du ihr zehnmal nicht gefielest, so wird sie dich doch heirathen, und zwar aus purem Respect vor dem Befehl ihres Vaters. Aber mein ungerathenes Kind von Neffen hat eine wahre Freude daran, seinen alten Onkel durch Widerspenstigkeit aufzubringen. Kein Wort jetzt mehr, oder ich enterbe dich!"

Damit wollte der Alte sich entfernen; doch schon nach einigen Schritten blieb er wieder stehen, hustete ein Paar Mal verlegen, öffnete dann den Mund zum Reden, schloß ihn aber eben so hastig wieder. Endlich begann er in äußerst gutmüthigem Tone: „Höre, Adolph, was ich dir noch sagen wollte, — ja, richtig — wie gefällt dir denn die Gräfinn Hochberg?"

„Meinen Sie die Gräfinn Emilie von Hochberg?" fragte Adolph rasch, indem ein brennendes Roth über sein Angesicht flog.

„Na, wen kann ich denn anders meinen," entgegnete Wallheim auffahrend; „ich kenne ja nur die Eine!"

„Sie haben recht, lieber Onkel," fuhr Adolph begeistert fort, „nun denn, ich muß Ihnen gestehen, ich halte die Gräfinn für einen Engel!"

„Nicht wahr, ja es kommt mir manchmal auch so vor. Weil ich nun sehe, daß du ein vernünf-

tiger Mensch bist, so will ich dir auch das Geheimniß entdecken, warum du eigentlich so schnell heirathen sollst.“

„Bester Onkel —“ sprach Adolph ausweichend.

„Still,“ commandirte der Onkel, „ich will reden, du sollst hören. — Ich habe jetzt meine sechs und sechzig auf dem Rücken, du zählst kaum den dritten Theil so viel. Wie lange wird's währen, da kommst du mit einer Mariage aufmarschirt, die mir vielleicht ganz und gar nicht gefällt. Um nun dem Ding vorzubeugen, hab ich in der Stille ein Mädchen für dich ausgesucht, die deinem und meinem Stande angemessen ist. Ein Jugendfreund von mir, der Baron von Pfauenhausen, welcher, wie du weißt, vor einigen Monaten aus America zurückgekommen ist, hat eine Tochter mitgebracht. Als Knaben schon haben wir oft zusammen ausgemacht, wenn wir uns einmal einer Nachkommenschaft zu erfreuen hätten, so wollten wir den Freundschaftsbund durch die Bande des Bluts noch enger befestigen. Aber der junge Pfauenhausen war ein Luftspringer, so wie du; es gefiel ihm im lieben Vaterlande nicht mehr, und er schiffte sich nach America ein, weil er glaubte, daß dort die Tauben fricassirt in der Luft herum fliegen, und die wilden Schweine gebraten in den Wäldern umher laufen. Das Glück muß ihm wirklich auch günstig gewesen seyn, denn man sagt, er habe unermeßliche Schätze

mitgebracht. Als ich hörte, er besitze auch eine Tochter, erinnerte ich ihn in meinem Gratulations-Schreiben eigentlich aus Scherz an unsere Uebereinkunft von der Knabenzeit her, und der alte Junge hat seine Zusage nicht vergessen, sondern will dir seine Tochter mit Freuden geben, wenn du dich nämlich der Bedingung unterwirfst, das Mädchen ungesehen zum Altare zu führen!"

„Aber, Onkel," unterbrach jetzt Adolph den Grafen, „rührt es Sie denn gar nicht, was man in der Gegend von dem Fräulein sagt?"

„Ganz und gar nicht," versicherte Wallheim. „Von all' den Verläumdern, die in der Umgegend wohnen, hat noch keiner das Fräulein gesehen; denn so lange sie in Europa ist, durfte sie nie unverschleiert erscheinen."

„Aber das ist es ja eben, bester Onkel; wäre sie nicht unbeschreiblich häßlich, so trüge sie gewiß nicht fortwährend einen dichten Schleier."

„Ach, warum nicht gar! Ihr Vater schreibt mir, er habe ein Gelübde gethan, sie den Schleier nicht eher abnehmen zu lassen, als bis sein künftiger Schwiegersohn das Jawort vor dem Altare ausgesprochen habe! Und dieser Schwiegersohn bist du! — Weiter: jetzt kommen wir auf meine Angelegenheiten. Es mag jetzt ungefähr zehn Monate seyn, daß ich der Vormund der liebenswürdigen Gräfinn Emilie bin. Diese junge Wittwe scheint mich mit jedem Tage lieber zu gewinnen, aber ich habe ihr auch mit wahrer vä-

terlicher, das heißt, freundschaftlicher Treue alle Erbschaftsangelegenheiten besorgt, und sie ist jetzt die Besitzerinn von wenigstens zweimal hundert tausend Thalern. Ich habe freilich nicht geglaubt, daß ich in meinen alten Tagen noch einen Ehestands-Recruten abgeben könnte, eine Sauhatze war mir von Jugend auf lieber, als der ganze Krimskrams; allein Verhältnisse bestimmen den Menschen. Emilie liebt mich, und ich müßte ein Barbar seyn, wenn ich das holde Weibchen länger schmachten ließe. Nur mit dem Heirathsantrage will mir's nicht recht gelingen; ich kann die zuckersüßen Worte nicht über meine Zunge bringen. Schon ein Paar Mal habe ich es versucht, ihr mein Herz zu Füßen zu legen; wenn sie mich dann aber mit ihren Vergißmeinnicht-Augen betrachtet, so werde ich verlegen, und habe die ganze, schöne Rede, an der ich ein Paar Tage studirt, rein vergessen. Drum habe ich dich ausersehen, den Handel mit Emilien in Ordnung zu bringen; du sollst mein Freiwerber werden!"

„Ich?" rief Adolph, der während der letzten Rede zehnmal roth und zehnmal wieder blaß geworden war; „das wird sich aber gar nicht schicken!"

„Was wird sich nicht schicken?" entgegnete der Onkel aufgebracht. „Wenn ich's haben will, da schickt es sich gewiß. Und damit Basta!"

Der Graf entfernte sich, und Adolph ging, im höchsten Grade unmuthig, die Allee auf und ab.

Freiheit, und doch wieder Ketten.

Gräfinn Emilie von Hochberg lebte, wie schon erwähnt, seit ungefähr zehn Monaten auf dem Schlosse des Grafen Wallheim, der ein Freund ihres verstorbenen Gatten gewesen war. Dieser, obgleich schon weit über das Alter hinaus, welches gegründete Ansprüche auf Liebe gibt, hatte das schöne, aber arme Fräulein, wie er sich gewöhnlich ausdrückte, zur glücklichsten Frau gemacht; allein Emilie durfte von diesem eingebildeten Glücke wenig oder gar nichts genießen. An der Seite des alten, mürrischen, kränklichen Gemahls mußte sie auf jede Freude des Lebens verzichten; denn ihr grämlicher Gemahl glaubte, selbst in der unschuldigsten Erholung ein Verbrechen zu sehen. Der mitleidige Tod löste nach Verfluß von zwei Jahren diese drückenden Bande; Emilie wurde Wittwe. Dem Testamente ihres Gemahls zufolge ward sie, einige Legate abgerechnet, Universalerbinn der ansehnlichen Besitzungen Hochbergs. Der Graf von Wallheim war nicht nur zum Executor des Testaments, sondern auch zum unumschränkten Bevollmächtigten über die junge Wittwe, hinsichtlich einer zweiten Vermählung, ernannt. Um seiner Verbindlichkeit desto leichter und sicherer nachzukommen, bestimmte Wallheim sein eigenes Schloß, das er bloß mit seinem Neffen Adolph bewohnte, zu Emiliens künftigem Aufenthalte. Hier sollte diese ihrem Schmerz um den hingeschiedenen Gatten nachhän-

gen, und, fern von den Lockungen der großen Welt, das Trauerjahr in Einsamkeit verleben. Der Graf bedachte nicht, daß ein junger, wohlgebildeter Mann von kaum zwei und zwanzig Jahren, und eine noch jüngere Wittwe, die vor Kurzem verhaßten Banden entschlüpft, wohl kein Jahr unter einem Dache leben können, ohne sich in Amors Rosenketten zu verstricken. Es verfloß auch kein halbes Jahr, so bestand zwischen den beiden jungen Leuten schon ein Verständniß, das ihre Absichten nicht undeutlich merken ließ. Emilie fand in Adolphs Liebe Entschädigung für zwei langweilig durchlebte, peinliche Jahre; Adolph betrachtete die junge Wittwe nicht wie eine Fremde, nein, als die vom Oheim ihm bestimmte Braut. Ohne Sorge überließen sich beide jenem süßen Gefühl, dessen Schwingen mit jedem Tage größer und mächtiger werden, ja das gewöhnlich nur an den Stufen des Traualtars verschwindet.

Aber Adolph war nicht der Einzige, welchen Emiliens Liebreiz fesselte; auch sein Oheim hielt die junge Wittwe für würdig, durch sie ein neues Reis auf seinen alten Stammbaum zu pfropfen. Nur Schade, daß der Letztere beinahe um ein halbes Jahrhundert zu spät für solche Wünsche kam.

Ungefähr um diese Zeit kehrte ein Jugendfreund Wallheims, der Herr von Pfauenhausen, nach einer Abwesenheit von mehr als dreißig Jahren, aus America in das Vaterland zurück. Der Ruf erzählte gar seltsame Dinge von diesem Manne.

Unter Anderm sagte man, er habe eine Americanerinn zur Frau gehabt, die zwar reich, aber entsetzlich geizig und von der feindseligsten Gemüthsart gewesen sey. Ein Pfand ehelicher Zärtlichkeit war diesem Bande entsprossen, Malvina, deren Angesicht aber noch kein Mensch erblickt habe, weil ein undurchdringlicher Schleier stets ihr ganzes Haupt bedecke.

Bald nach der Ankunft jenes Sonderlings begann Graf Wallheim seinen Neffen nicht undeutlich merken zu lassen, daß er die Absicht hege, ihn mit der Tochter seines Jugendfreundes, mit dem americanischen Teufelchen, wie sie in der ganzen Gegend genannt wurde, zu vermählen. Adolph und Emilie sannen hin und her, wie sie am besten der ihnen drohenden Gefahr entgehen könnten, allein lange wollte ihnen kein Mittel einfallen.

„Weißt du was," rief endlich Adolph verzweifelnd aus, „wir wollen uns heimlich trauen lassen. Sind wir einmal Mann und Frau, so kann der Onkel uns doch wenigstens nicht mehr trennen; sein Zorn wird vorübergehen, und wir sind lebenslang glücklich!"

Emilie machte Einwendungen, aber Adolphs feurige Beredsamkeit verwarf sie alle, und brachte die Gräfinn zuletzt wirklich so weit, daß sie ihre Einwilligung zu einer heimlichen Verbindung gab. In der, eine Viertelstunde entfernten, Dorfkirche ließen sie sich trauen. Hatten sie aber vorher schon den Onkel gefürchtet, so mußten sie jetzt erst vor

ihm zittern; denn jedes zufällig oder gleichgültig geäußerte Wort brachte sie auf den Gedanken, ihr Geheimniß sey entdeckt. Adolph und Emilie genoßen nun keinen ruhigen Augenblick mehr; die Furcht vor dem Onkel störte ihnen jede Freude, und jeden Vorwurf fühlten sie doppelt, denn sie mußten sich gestehen, ihn verdient zu haben. —

Wallheim hatte unterdessen, ohne diese heimliche Heirath nur im geringsten zu ahnen, mit seinem Jugendfreund Pfauenhausen Adolphs Vermählung abgeredet, und dabei selbst immer tiefer in die Augen der reizenden Wittwe geblickt, so daß ihm jetzt nichts anders übrig zu bleiben schien, um jene Sehnsucht zu stillen, als sich auf ewig mit ihr zu verbinden. Die Freundlichkeit, mit der Emilie den Onkel ihres Gatten, und ihren Vormund behandelte, nahm der alte Graf für Liebe, und so bestimmt er auch dieses Gefühl voraussetzte, so schloß ihm doch eine natürliche Scheu den Mund, wenn er das junge, blühende Gesicht von kaum zwanzig Jahren, und dagegen seine sechs und sechzigjährigen Züge, betrachtete. Adolph sollte ihn aus diesen Verlegenheiten ziehen. Zugleich mit der für ihn ausgewählten Lebensgefährtinn entdeckte Wallheim seinem Neffen den Vorsatz, Emilien zu seiner Tante zu machen.

So standen die Sachen, als der Graf in's Schloß zurückkehrte, um den versprochenen Empfehlungsbrief zu schreiben, und Adoph verzwei-

felnd die Hände ringend durch die Allee ging, bis er sich endlich mißmuthig auf eine Gartenbank niederwarf.

Der Bräutigam von Ungefähr.

„Rathe, wer ist's?" rief ein allerliebstes, junges Weibchen, mit beiden Händen Adolphs Augen zuhaltend.

„Du kannst noch scherzen," entgegnete Adolph verdrüßlich, „und ich weiß keinen Ausweg mehr zu finden."

„Ach, du bist ein ewiger Grillenfänger," scherzte Emilie, denn diese war es; „dein Onkel begegnete mir eben, als ich in die Allee trat, er grüßte mich so väterlich, so freundlich, hat mir einen so herzlichen, guten Morgen gewünscht, daß ich nicht umhin kann, ihn recht liebenswürdig zu finden."

„Ach, wenn ich dir sage, welchen Auftrag er mir vor wenigen Minuten gab, so wette ich, du findest ihn nicht mehr halb so liebenswürdig."

„Du erschreckst mich!" sprach Emilie ernsthaft, sich neben Adolph auf die Gartenbank setzend; „was hat es denn gegeben?"

„Zwei Kleinigkeiten," versetzte Adolph, „erstens will mich der Onkel verheirathen, und zweitens will er dich zu seiner Gemahlinn erheben."

„Mich? zu seiner Gemahlinn?" erwiederte Emilie, „ach du lieber Gott, das ist freilich schlimm!"

„Und daß er mir eine Frau geben will, da ich schon eine habe, das ist noch weit schlimmer," setzte Adolph hinzu.

„Es bleibt uns jetzt nichts mehr übrig," begann Emilie nach einem kurzen Besinnen, „als deinem Onkel Alles zu entdecken; er kann doch unsere Heirath einmal nicht ungeschehen machen, und da er mich ja selbst seiner Hand würdig findet, so wird er dem Neffen um so eher verzeihen, wenn dieser meine Vortrefflichkeit früher erkannt hat."

Um Alles in der Welt nicht," unterbrach Adolph seine Gattinn, „jetzt wäre gerade der übel gewählteste Augenblick zu einer solchen Entdeckung. Weißt du denn nicht, daß das Testament des selig entschlafenen Grafen von Hochberg meinem Onkel allein das Recht gibt, über deine Hand zu verfügen, nnd weißt du nicht, daß keine Gewalt der Erde ihn von dem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen vermag? So gut er auch gewöhnlich sonst ist, in diesem Punkte gleicht er einem Tyrannen!"

„Ja was sollen wir denn aber beginnen?" jammerte Emilie.

„Ich weiß keinen Rath," entgegnete Adolph, „und das Allerschlimmste bei der Sache ist noch, schon in zwei Stunden soll ich mich zur Abreise nach dem Landgut des Herrn von Pfauenhausen bereit halten."

„Nach dem Landgut des Herrn von Pfauen-

hausen?" fragte Emilie staunend; „ja was sollst du denn dort machen?"

„Hab' ich es dir denn noch nicht gesagt?" antwortete Adolph. „Dessen Tochter soll ich ja heirathen."

„Das americanische Teufelchen?" fiel Emilie lachend ein. „Nun das muß ich bekennen, du hast einen göttlichen Oheim; etwas Besseres hätte er dir gar nicht aussuchen können, das verrufenste Mädchen auf zehn Meilen in der Runde."

„Nun, verrufen ist die Tochter des Herrn von Pfauenhausen eben nicht."

„Aber wenigstens die Krone aller Häßlichkeit," sprach Emilie dazwischen; „denn warum sollte sie sich sonst vor keinem Menschen sehen lassen dürfen. Glaube mir, lieber Adolph, ein Mädchen, das nur ein erträgliches Aeußere hat, läßt sich nicht Monate lang in ein altes, finsteres Schloß sperren, und noch obendrein einen zehnfachen Schleier über das Angesicht hängen. Oder meinst du, sie habe ihren höllischen Namen umsonst bekommen?"

„Meinethalben mag sie ein Engelchen oder ein Teufelchen seyn," versetzte Adolph, „wenn sie nur sammt ihrem Vater in America geblieben wäre."

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften," unterbrach eine Stimme die in das interessante Gespräch so tief verwickelten Gatten, „verzeihen Sie, wenn ich störe. Ich wünsche die Ehre zu haben,

der Gräfinn von Hochberg meine Aufwartung machen zu dürfen."

„Trügen mich meine Sinne nicht," rief Emilie, „so ist dieß Gustav, mein Bruder."

„Wie er leibt und lebt," erwiederte der Fremde, seiner Schwester die Arme entgegenbreitend.

Mit den Worten: „Mein Gustav, mein theurer Gustav!" stürzte sie an dessen Brust, und vergaß im Wiedersehen des Bruders auf einige Augenblicke der Gefahr, welche ihrer Liebe drohte. Auf Gustav's Frage, wer ihr Gesellschafter sey, erwiederte sie mit verschämten Augen: „Mein Gatte!"

„Wie?" fuhr Gustav fort, „hast du mir nicht selbst seinen Tod gemeldet, hast du mir nicht mit tausend Freuden geschrieben —"

„Stille, o stille davon," unterbrach ihn Emilie, „was ich dir damals schrieb, ist eben so wahr, als das, was ich dir jetzt sage. Adolph ist der Neffe des Grafen von Wallheim, mein heimlich angetrauter Gemahl."

„Dein heimlich angetrauter Gemahl," wiederholte Gustav, „du bist sehr räthselhaft geworden seit den vier Jahren, in welchen ich dich nicht sah. Willst du mir wohl die nähern Umstände deiner heimlichen Vermählung entdecken, oder solltest du mir dein schwesterliches Vertrauen entzogen haben?"

„Nein Bruder, gewiß nicht, mein Vertrauen ist noch das alte, gleichwie meine Liebe; aber die

Zeit ist zu kurz, dir jetzt die ganze, höchst verwickelte und tragische Geschichte zu erzählen. Vernimm daher nur so viel, daß wir in der allermißlichsten Lage von der Welt sind. Mein Gatte soll auf Befehl seines Onkels in einer Stunde abreisen, um sich eine Frau zu nehmen, und derselbe Onkel hat sich entschlossen, mich mit seiner Hand und seinem Herzen zu beglücken!"

„Ohne von den Umständen näher unterrichtet zu seyn," versetzte Gustav voll Laune, „biete ich euch meine Hilfe an. Ein guter Einfall vermag unter solchen Umständen viel, und du weißt, Schwester, daß ich manchmal glücklich im Erfinden kleiner Schelmereien war; eine Kunstreise von vier Jahren hat meine Talente vergrößert, und ich kann mich kühn einen Meister im Spaßmachen nennen."

„Lieber Schwager," begann jetzt Adolph, „da Sie selbst die Gefälligkeit haben, uns Ihre Hilfe anzubieten, so kann ich mir schon erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der uns wenigstens für den Augenblick retten würde."

„Ohne lange Vorreden," erwiederte Gustav, „was ist's?"

„Wie Emilie Ihnen vorhin erzählte," fuhr Adolph fort, „so will der Onkel, daß ich sogleich meinem künftigen Schwiegerpapa die Aufwartung machen soll. Wenn Sie daher an meiner Statt —"

„Das gebe ich nimmermehr zu," fiel Emilie

ein, „Gustav soll nicht das Opfer unseres Mißgeschicks werden."

„Dabei sehe ich aber gar kein Opfer," entgegnete Gustav, „ich gehe unter dem Namen eines Fremden auf die Brautschau; gefällt mir die Herzallerliebste nicht, so reise ich leichten und frohen Muthes wieder von dannen."

„Das ist wohl recht schön gedacht," sagte Adolph, aber ganz und gar unmöglich. Erwähnte Braut darf erst nach dem verhängnißvollen Schritte am Altar von ihrem Gatten betrachtet werden."

„Also erst nach der Trauung," rief Gustav lachend, „das ist ja köstlich. Nicht mit Gold ließ ich mir den Spaß bezahlen. Geschwind, lieber Schwager, was soll ich thun, wo finde ich die geheimnißvolle Schöne?"

„Sage lieber, die geheimnißvolle Häßliche," erwiederte Emilie. „Wisse, Bruder, das Mädchen, von dem die Rede ist, kennt man in der ganzen Gegend bloß unter dem Namen des americanischen Teufelchens. Kein Mensch hat zwar noch ihr Angesicht gesehen, aber es muß ohne Zweifel entsetzlich abschreckend seyn, denn sie trägt stets einen dichten Schleier."

„Das sind freilich keine gar tröstlichen Aussichten," versetzte Gustav, „allein ich bin nun einmal ein Freund solcher abentheuerlichen Begebenheiten; ich habe schon allerhand Fesseln getragen, jene der Ehe allein noch nicht, und ich sehne

mich von ganzem Herzen, auch jene Bekanntschaft zu machen."

Emilie versuchte es noch einmal, ihren Bruder von dem gefährlichen Wagestück zurückzuhalten, allein dieser ließ sich durch nichts mehr bewegen, von seinem Entschlusse abzustehen. Adolph ging auf das Schloß zum Onkel, um den versprochenen Empfehlungsbrief abzuholen. Graf Wallheim ertheilte seinem Neffen noch einige Winke, durch die er die Liebe des alten Pfauenhausen gewinnen könne, und sagte ihm zugleich, daß er seinen Namen dort gar nicht zu nennen brauche, sondern er solle nur vor dem Thore des Schlosses zwei Pistolen losschießen. An diesem Zeichen wolle der Herr von Pfauenhausen den Bräutigam erkennen. Adolph vernahm diese Nachricht mit der größten Freude, denn sie ließ ihn nun am Gelingen seines Planes um so weniger zweifeln. Den Empfehlungsbrief in der Hand, wollte er sich eben entfernen.

„Halt," rief der Onkel, „so eile doch nicht so, du hast mir ja noch gar nichts von der Gräfinn Hochberg berichtet. Wie hat sie meinen Auftrag angenommen?"

„Ihren Auftrag, bester Onkel," erwiederte Adolph verlegen, „so viel ich bemerken konnte, hat er sie sehr überrascht."

„Das glaub' ich," lächelte der Graf, „sie hatte sich wohl das Glück nicht träumen lassen."

„Es kam mir auch so vor!"

„Nun, sie wird sich nach und nach schon darein finden," fuhr Wallheim fort. „Jetzt gehst du nach Pfauenhausen; in einigen Tagen, vielleicht morgen schon, folge ich dir mit Emilien, und lasse mich dann auf dem Schlosse meines alten Freundes trauen. Gib mir noch einen Kuß; so, jetzt vorwärts marsch!"

Adolph kehrte so schnell als möglich wieder in die Allee zurück, händigte den Brief seinem Schwager ein, und erzählte ihm die so eben vom Onkel empfangenen Nachrichten, indessen er ihn mit Emilien nach dem Dorfe begleitete, wo Gustav seinen Reitknecht zurückgelassen hatte. Hier nahmen sie nochmal Abschied, Gustav versprach, seinen Louis längstens am andern Morgen mit Botschaft herüber zu senden, bestieg sein Pferd, und ritt fröhlich von dannen. Adolph ging mit Emilien in den Schloßpark; er wollte ihr noch ein zärtliches Lebewohl sagen, und sich dann in der Nachbarschaft so lange verbergen, bis eine günstige Wendung den Onkel andern Sinnes gemacht haben würde.

Der Herr von Pfauenhausen.

Nach einer Abwesenheit von ungefähr dreißig Jahren war Herr von Pfauenhausen aus America zurückgekehrt. Fröhlich und ausgelassen von Jugend auf, hatte er versucht, in der Fremde sein Glück zu machen; und wenn Reichthum ein Glück genannt zu werden verdient, so war

ihm dieses auch wirklich gelungen. An den Ufern des Delaware in Nordamerica lernte er eine englische Familie von angesehenem Adel kennen. Die beiden Töchter der Familie fanden den jungen Fremden äußerst liebenswürdig, und bestimmten ihn zu dem Entschlusse, sich einige Zeit daselbst nieder zu lassen; die ältere der Schwestern besaß wenig körperliche Reize, hingegen desto größere Anmuth des Geistes. Ihre Sanftmuth, ihre Bescheidenheit machten sie im Kreise aller ihrer Bekannten zu einer liebenswürdigen Gesellschafterinn. Anna, die jüngere Schwester, war eine jener seltenen Schönheiten, die schon im ersten Augenblicke Alles besiegen. Die immerwährenden Huldigungen, welche einem solchen Mädchen dargebracht werden, haben meistens sehr unvortheilhafte Folgen, und ersticken jene sanften Gefühle, welche ein so reizender Schmuck des weiblichen Herzens sind. Auch Anna gerieth in diesen Fehler; sie glaubte, ihre körperliche Schönheit überhebe sie der Mühe, einigen Fleiß auf die Ausbildung ihres Geistes verwenden zu dürfen. Stolz, eigensinnig und empfindlich, gewöhnte sie sich frühe daran, von den Männern verehrt zu werden. Als Pfauenhausen in ihrer Familie eingeführt wurde, säumte sie nicht, den männlich schönen Fremden in ihre Netze zu locken. Anna schilderte ihm den Aufenthalt dort mit so lieblichen Farben, daß er sich zuletzt vornahm, sein Leben da zu beschließen, und eine der beiden Schwestern zu

heirathen. Lange schwankte er in seiner Wahl zwischen der Aeltern und der reizenden Jüngern; Anna's Schönheit siegte.

Doch nur zu bald lernte Pfauenhausen seinen Mißgriff kennen. Das Schicksal hatte ihm zwar eine schöne Frau und ansehnliche Güter gegeben, allein er sah sich zugleich an ein Wesen gefesselt, das ihm sein ganzes Leben verbitterte. Sie wollte nicht geliebt, sie wollte angebetet seyn; jede ihrer Launen sollte ihr Gemahl erfüllen. Die Geburt einer Tochter ließ Pfauenhausen hoffen, sie werde verträglicheren Sinnes werden, und in der Ausübung der heiligen Mutterpflichten jene angeborenen Fehler vergessen. Als aber der Neuheit Reiz verschwunden war, fing Anna ihre alte Lebensweise wieder an, und peinigte den armen Gemahl noch mehr als zuvor.

Sechs Jahre trug Pfauenhausen diese Last. Endlich befreite ihn der Tod von seiner Bürde. Er beschloß nun, seine ganze Zukunft der Erziehung seiner Tochter, die in körperlichen Reizen der Mutter ähnlich zu werden versprach, zu widmen, und hauptsächlich zu verhüten, daß Malvina nicht in den Fehler ihrer Mutter verfalle, und ihrem dereinstigen Gatten das Leben zur Hölle mache. Mira, das Kind einer africanischen Sclavinn, von gleichem Alter mit Malvina, wurde mit der letztern erzogen, und zwar so, daß kein Unterschied zwischen der jungen Mohrinn und Malvina gemacht werden sollte.

Pfauenhausen hoffte dadurch, die häßlichen Eigenschaften seiner verstorbenen Gattinn ganz aus dem Sinne des Mädchens zu verbannen. Die Erziehung gelang: Malvina wurde das Ebenbild ihrer Mutter, hinsichtlich der äußern Gestalt; aber ganz das Gegentheil von derselben, dem Geist und Herzen nach.

Endlich erwachte in Pfauenhausen der Wunsch, die Heimath wieder zu sehen, und seine letzten Lebensjahre im Vaterlande zuzubringen. America hatte ihm ohnedieß so wenig freudige Stunden dargeboten, daß ihm der Name selbst zuwider war. die weitläufigen Besitzungen wurden theils verkauft, theils verpachtet, und Pfauenhausen reiste, bloß von seiner Tochter und der schwarzen Mira begleitet, nach Europa. Mit dem ersten Schritte auf dem festen Lande warf der wunderliche Alte, welchen die langen Qualen einer weiblichen Hölle grillenhaft und launenvoll gemacht hatten, einen Schleier über Malvina's Haupt, und sprach:

„Dieser Schleier verberge dein Angesicht vor jedem Fremden, bis dein künftiger Gatte nach dem Schwur am Altare dir ewige Treue gelobt hat. Vergänglich sind die Güter der Erde, Tugend und Unschuld sind ein höherer Schmuck als Schönheit; ich will nicht durch den Glanz zweier Augen ein unseliges Ja auf mein Gewissen laden!"

So blieb Malvina verschleiert auf dem Landgute ihres Vaters, welches nur wenige Meilen

von dem Schlosse des Grafen Wallheim entfernt lag. Natürlich mußte eine so auffallende Erscheinung die Aufmerksamkeit der ganzen Umgegend erregen. Selbst die Dienerschaft Pfauenhausens hatte das Gesicht ihres Fräuleins noch nie gesehen, und diese war es auch, die das Meiste dazu beitrug, Malvina als ein fürchterliches Ungeheuer auszuschreien; ja nach und nach legte man ihr sogar den Namen, das americanische Teufelchen, bei.

Pfauenhausen war nicht so bald im lieben Vaterlande angekommen, als er auch schon die Bekanntschaft seiner ehemaligen Jugendfreunde wieder zu erneuern suchte; doch von den alten Knaben allen lebte keiner mehr, als Graf Wallheim. Mit Freuden knüpfte dieser die längst vergessenen Freundschafts-Bande wieder an, und lud den Americaner zum Besuche ein; allein Pfauenhausen schrieb ihm, daß er weder Besuche geben noch annehmen könne, bis seine Tochter vermählt sey. Durch eine solche Aeußerung entspann sich eine Uebereinkunft, zufolge welcher sein Neffe, Adolph, um Malvina's Hand werben sollte. Wie aber oft unter unserem Monde die am feinsten gesponnenen Fäden zuerst an das Licht kommen, und am schnellsten zerrissen werden, so war auch hier schon das ganze Netz zertrümmert, ehe man das erste Gewebe begonnen; denn Bräutigam Adolph besaß bereits eine Frau.

Die schwarze Mira.

Gustav hatte auf dem Wege nach Pfauenhausens Landgut Zeit gehabt, sein Versprechen und sein Beginnen reiflicher zu überlegen. Je näher er dem verhängnißvollen Orte kam, je mehr bereuete er das gegebene Wort, und nur der Gedanke, das Wohl seiner Schwester zu befördern, ließ ihn sein Vorhaben zu Ende bringen.

Unheimlich blickten ihn die veralteten Mauern des Schlosses Pfauenhausen an, vor denen er so eben hielt. Die Zugbrücke war aufgezogen, ein breiter Wassergraben umfloß das ganze Landgut, und Gustav wähnte, vor einem schaurigen Kerker, mindestens vor dem Grabe seiner persönlichen Freiheit zu stehen. Dennoch brannte er die beiden Pistolen ab, welche ihm die Pforten des gräulichen Paradieses öffnen sollten.

Gleich darauf ließ sich die Zugbrücke herab; ein baumlanger Gärtner empfing den Gast mit einem recht schadenfrohen, freundlichen: „Willkommen!“ Gustav erwiederte den Gruß nicht, sondern fragte nach dem Herrn des Schlosses. Der Gärtner zeigte auf einen eben herbeieilenden Mann im seidenen Schlafrock.

„Willkommen, herzlich willkommen!“ rief der Schloßherr, Gustav vom Kopf bis zu den Füssen aufmerksam betrachtend, wobei er wohlgefällig nickte, zum Zeichen, daß er seine getroffene Wahl nicht bereue.

„Haben Sie einen Brief von Ihrem Onkel?“ fragte Herr von Pfauenhausen nach einer Weile.

„Ja,“ antwortete Gustav, Wallheims Schreiben überreichend; „allein —“

„Das Weitere wird mir der Brief sagen,“ versetzte Pfauenhausen kurz, „vor der Trauung verlange ich durchaus keine Aufschlüsse; nachher so viel Sie wollen!“

Er erbrach jetzt den Brief; da auch der Inhalt desselben seine Zufriedenheit zu erhalten schien, so lud er den Bräutigam ein, sein kleines Mittagbrod mit ihm zu theilen, und sich dann zur Vermählung vorzubereiten. Er wolle indessen Malvina die Ankunft ihres Bräutigams melden. Gustav flüsterte seinem Reitknecht heimlich zu, sich während des Mittagmahls auf Kundschaft zu legen, und ihm Alles sogleich mitzutheilen.

Louis machte bei dem Gärtner zuerst einen Versuch, den Auftrag seines Herrn auszurichten; allein dieser antwortete auf alle Fragen ohne Ausnahme: „Nein!“ Des langweiligen Garten-Riesen überdrüssig, suchte Louis einen andern Gegenstand. Bald fand er auch einen solchen in der Person des Kutschers; doch dieser verwirrte den Verstand des Reitknechts noch bei weitem mehr, denn er beantwortete jede Frage mit einem barschen „Ja!“ Louis wollte eben seinen Unmuth über den Stall-Verwandten ausschütten, als er

ein weißgekleidetes, weibliches Wesen durch die Bäume im Garten schlüpfen sah. In der Hoffnung, dort vielleicht einige Aufklärung zu erhalten, ließ er den Kutscher stehen, und trat in den Garten. Das Frauenzimmer, vom Kopf bis zu den Füßen verschleiert, schien gleichfalls einer Annäherung nicht abhold zu seyn. Sie machte sich an einem Blumenbeete, von dem Louis in geringer Entfernung stand, etwas zu schaffen, und grüßte dann den fremden Reitknecht leicht und unbefangen. Die Neugierde, mit welcher sich die Verschleierte während der Fortsetzung des Gesprächs nach seinem Herrn erkundigte, brachte Louis auf den Gedanken, sie könne vielleicht die Tochter des Herrn von Pfauenhausen selbst seyn. Einige von ihm deßhalb hingeworfene Aeußerungen widerlegte die Unbekannte nicht, und Louis zweifelte nun nicht mehr, daß er wirklich die Ehre habe, vor seiner künftigen Herrinn zu stehen.

„Ich schätze mich unendlich glücklich," begann er endlich mit tiefen Verbeugungen, „meine ersten Huldigungen zu den Füßen meiner erhabenen Gebieterinn stammeln zu dürfen."

Die Verschleierte erwiederte das Compliment mit einem stummen Kopfnicken.

„Dürfte ich es vielleicht in aller Unterthänigkeit wagen," fuhr Louis nach einer Pause fort, „zum Zeichen meiner Ergebenheit einen Kuß auf die reizende Hand meiner gebietenden Frau zu drücken?"

Schweigend bot die Dame eine Hand unter dem Schleier hervor, und reichte sie dem galanten Reitknecht, der nun seine Lippen auf einen prächtig weiß glacirten Handschuh drücken durfte.

„Dank, meine verehrte Gebieterinn," sprach Louis, sich noch tiefer vor der Verschleierten verbeugend, „allein zürnen Sie meiner Verwegenheit nicht, wenn ich Sie um eine zweite Gunst anflehe. Schlagen Sie, nur auf eine Minute, den Schleier zurück, der neidisch die Anmuth Ihrer Züge verbirgt, lassen Sie nur einen Sonnenstrahl Ihrer Augen auf mich fallen, damit ich meinem Herrn sein Glück verkünden kann."

„Recht gern," kicherte die Dame, und hob den Schleier empor.

Louis warf nur einen einzigen Blick auf ihre Züge, schrie laut auf, und eilte dann, so schnell er konnte, aus dem Garten. Ein grinzendes, kohlschwarzes Angesicht, zwei funkelnde Augen, ein Paar große, aufgeworfene Lippen, aus denen zwei Reihen weißer Zähne hervorblickten; dieß war zu viel für Louis getäuschte Erwartung.

Er hatte allerdings kein Madonnengesicht zu sehen gehofft, aber eine Mohrinn, eine solche Mißgestalt, übertraf seine abscheulichsten Vorstellungen. Ach, mit dem americanischen Teufelchen hatte es seine traurige Richtigkeit.

Die seltsame Trauung.

„Was ist denn geschehen?" fragte Malvina

als ihre Gespielinn laut lachend in das Zimmer trat.

Mira erzählte den ganzen Auftritt mit Louis, und schaltete so viel possierliche Einfälle mit ein, daß Malvina ohne Zweifel auch gelacht hätte, wenn sie weniger mit der nahen Entscheidung ihres Schicksals beschäftigt gewesen wäre. Allein es ist und bleibt immer, zumal für ein gebildetes Mädchen, ein höchst banger Gedanke, einem Manne, den sie ganz und gar nicht kennt, und der vielleicht nur aus Eigennutz um sie freit, angetraut zu werden.

„Es ist gar nicht klug von dir gehandelt," sprach Malvina verweisend zu der Mohrinn, „daß du in deinem Uebermuth meine Lage nicht bedenkst; auf dem Punkte, wo ich jetzt stehe, macht jeder Scherz ungünstigen Eindruck auf mich. Du hättest besser daran gethan, dich nach den Sitten und dem Lebenswandel meines Freiers zu erkundigen."

„Und wollte ich denn das nicht," entgegnete Mira; „dieß war der einzige Grund, wegen dessen ich mich dem Fremden nahte. Seine übergroße Klugheit ließ ihn in meiner Wenigkeit die Tochter des Hauses erkennen, und seine übergroße Dummheit verursachte, daß er schon beim ersten Anblick meines Gesichts so eilig entfloh, als ob ich ein Gespenst wäre."

„Du hast also nichts von dem Charakter des jungen Grafen erforscht?" versetzte Malvina.

„Von seinem Charakter?“ wiederholte Mira, „nein! der Reitknecht erzählte mir bloß, sein Herr reise jetzt ungefähr vier Jahre in der weiten Welt herum. Des unstäten, flüchtigen Lebens herzlich müde, trachte er schon lange darnach, in Hymens Rosenbanden auszuruhen von den veränderlichen Freuden des Junggesellenstandes.“

„Was ist aber nun das wieder?“ unterbrach sie Malvina. „Mein Vater hat mir doch selbst gesagt, der Neffe des Grafen Wallheim kenne die große Welt eben so wenig als ich, seine Ansprüche seyen höchst bescheiden, und du erzählst mir da von einem Manne, der vier Jahre in der Welt herumgereist ist.“

„Guten Tag, Malvinchen,“ rief Pfauenhausen rasch in's Zimmer tretend, „nur zwei Worte im Vorbeigehen. Ich muß dir nämlich sagen, du bekommst einen allerliebsten Gatten, und ich gebe dir mein Wort, wenn wir die ganze Welt nach ihm durchsucht hätten, wir könnten keinen bessern gefunden haben. Das muß ich meinem alten Freund Wallheim lassen, er hat seinem Neffen eine vortreffliche Erziehung gegeben.“

„Sind Sie auch gewiß, lieber Vater,“ sprach Malvina, „daß es wirklich der Neffe Ihres alten Freundes ist?“

„Ja, wer soll's denn seyn,“ erwiederte Pfauenhausen lachend, „er hat mir ja einen Brief von dem Grafen Wallheim gebracht, und die el-

lenlangen Buchstaben kenne ich noch aus der Knabenzeit; damals schon nahm er lieber die Büchse, als die Feder zur Hand, und so oft er ein Pensum für den Präceptor ausarbeiten sollte, malte er allemal richtig einen Hasen oder ein wildes Schwein."

„War der junge Mann auch auf Reisen?" fragte jetzt Malvina.

„Nein," antwortete ihr Vater lebhaft, „aber er kennt jede wichtige Stadt, und das Alles aus Büchern. Ich habe ihn zwar noch nicht gefragt, woher er so gelehrt sey, aber sein Onkel hat mir ja geschrieben, daß er noch nicht weiter, als in die Hauptstadt gekommen sey, und da muß es auch so seyn. Na, freu' dich, Malvinchen, jetzt soll's ein Leben in Pfauenhausen geben. Ich habe schon zum Herrn Pastor in's Dorf geschickt, er kann jeden Augenblick kommen. Heute noch, gleich jetzt soll er dich trauen, damit du das verwünschte Zeug vom Leibe kriegst. Es war ein närrischer Streich mit dem Schleier, ich hätte es nicht thun sollen, ich seh' es selbst ein; aber ich hatte mir einmal mein Wort gegeben, und das muß man sich selbst immer zuerst halten."

Ein Bedienter meldete die Ankunft des Herrn Pastors.

„Bravo," rief Pfauenhausen, „komm, es ist der letzte Gang mit dem Schleier!"

Malvina hing sich zitternd an ihres Vaters Arm, Mira folgte, und der kleine Zug ging

schweigend und langsam nach der Schloßcapelle, wo bereits der Bräutigam und der Diener Gottes vor dem Altare standen. Eine seltsamere Trauung hatte der Letztere wohl in seinem Leben nie vollzogen. Kaum hörbar entschwebte das Ja Malvina's bebenden Lippen; Gustav faßte zitternd nach der Hand seiner Braut, und sank voll heiliger Scheu an den Stufen des Altars auf die Kniee.

Nachdem die Ceremonie vorüber war, wünschte Pfauenhausen mit thränenden Augen seinem Schwiegersohn ein Glück, das er selbst nie besessen hatte, führte die Vermählten hierauf in einen prächtig geschmückten Saal, und nahm den Schleier von Malvina's Angesicht hinweg. In holder Schönheit, mit den Rosen der Schaam und der Verlegenheit übergossen, stand die Jungfrau vor ihrem Gatten; züchtig wurzelten die Augen am Boden, ungestüm pochte der wallende Busen; Aphroditen glich Malvina, wie sie eben, von Liebesglanz umflossen, aus den schäumenden Wogen tritt.

„Dieser Himmel mein?" rief Gustav verwundert aus.

Pfauenhausen konnte seine Augen an dem Entzücken des jungen Mannes nicht genug weiden. Die Kanonen krachten jetzt vom Walle des Schlosses herab, und verkündeten den Landleuten die Vermählung ihrer Gebieterinn.

Die unvermuthete Entdeckung.

Während Gustav die Reise nach Pfauenhausens Landgut zurücklegte, trug sich am äusserſten Ende des gräflich Wallsteinischen Parkes eine andere Scene zu, die wir unsern Lesern mittheilen müssen.

Adolph und Emilie klagten sich hier gegenseitig ihr Mißgeschick; manches zärtliche Wort, mancher süße Kuß stahl sich in die bittern Ausrufungen. Plötzlich stand der Onkel vor ihnen. Erschrocken fuhren beide aus einander.

„Alle Kreuz-Tausend-Donnerwetter!" begann Graf Wallheim mit einer Stimme, die Todte hätte erwecken können. „Was untersteht er sich, er naseweiser, unverschämter Bube, mit der verehrten Gräfinn hier seine Kurzweil zu treiben? Darum wollte man also nicht nach Pfauenhausen reisen, darum hatte man so viel gegen meine Wahl einzuwenden. Und auch Sie, meine Gnädige? Was soll ich von Ihnen denken? Das dachte ich freilich nicht, als ich Sie wie ein Kind in mein Schloß aufnahm."

„Gütigster Onkel," sprach Adolph.

„Ich will nichts wissen," fuhr Wallheim fort, „von dir gar nichts, geh mir aus den Augen, und laſſ' dich nie wieder vor mir sehen!"

„Verzeihen Sie ihm, bester Herr Graf," bat Emilie mit sanfter, rührender Stimme, „verzeihen Sie uns Beiden; die Liebe hat uns über-

wältigt. Lassen Sie ihr edles Herz unsern Richter seyn."

„Der Teufelsjunge weiß, wie lieb ich Sie habe, und wie gut ich es mit Ihnen im Sinne hatte. Nein, ich kann ihm nicht verzeihen. Wenn er nicht den Augenblick seine Reise nach Pfauenhausen antritt, streiche ich ihn auf ewig aus meinem Herzen und aus meinem Testamente."

„Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen," sprach Adolph entschlossen, „aber nach Pfauenhausen reise ich in alle Ewigkeit nicht. Ich kann auch die Tochter des americanischen Narren nicht heirathen, denn Gräfinn Emilie ist bereits meine Gattinn!"

Mit offenem Munde stand Wallheim lange bei dieser überraschenden Neuigkeit. Er konnte es anfangs gar nicht begreifen, wie es Adolph hatte wagen können, so seine Plane zu durchkreuzen. Endlich griff er nach seiner Jagdflinte, spannte den Hahn, und schrie voll Zorn: „Bube, ich schieße dich über den Haufen!" Emilie sprang schnell vor ihren Gatten, und deckte ihn mit dem eigenen Körper vor des Onkels Wuth. Dieß rief Wallheims Besinnung zurück; er warf die Büchse brummend bei Seite. Emilie begann jetzt:

„Verzeihen Sie unserer jugendlichen Unbesonnenheit. Ich weiß, wir sind verloren, wenn unsere Bitten Sie nicht rühren. Der Kummer und das Elend wird sich an unsere Schritte hän-

gen, Verzweiflung wird unser Loos seyn, und Sie müssen wir als deren Urheber anklagen!"

„Auch noch!" rief der Graf, unmuthig mit dem Fuße stampfend. „Was habe ich denn gethan?"

„Die Güte, mit der Sie uns stets behandelten," fuhr Emilie fort, „die Freiheit, welche Sie uns immer gestatteten, hat die Hoffnung in uns rege gemacht, Sie begünstigten ein Liebes-Verhältniß zwischen uns Beiden. Zu spät wurden wir aber unsern Irrthum gewahr, und wir entdeckten, daß Sie Adolphs Hand dem Fräulein von Pfauenhausen bestimmt hatten. In der Verlegenheit griffen wir zu dem einzigen Mittel, das uns zu Gebot stand: wir ließen uns heimlich trauen."

„Und machtet den alten Onkel zu einem alten Narren!" setzte der Graf hinzu.

„Wir hofften immer auf eine Gelegenheit," fing jetzt Adolph an.

„Halt' er sein Maul," unterbrach ihn Wallheim, „er ist noch zehntausendmal schlimmer, als die Gräfinn. Er kannte meine Absichten, und hinterging mich doch!"

„Damals aber, bester Onkel," sprach Adolph, „wußte ich noch nicht, wie günstig Sie von der gnädigen Gräfinn dachten!"

„Und hätte ich früher gewußt," sagte Emilie, „welcher großen Auszeichnung Sie mich werth hielten, wer weiß, was geschehen wäre! Mein

Herz hegt ohnedieß die kindlichsten Gefühle für den besten der Onkel."

„Gehorsamer Diener!" brummte der Graf ein wenig freundlicher. „Na, ich will mir's bis morgen überlegen; gib mir unterdessen den Brief an meinen alten Freund wieder her."

Adolph machte auf's neue ein verlegenes Gesicht, und blickte auf Emilien, die auch nicht wußte, wo sie ihre Augen hinwenden sollte.

„Hast du mich verstanden?" wiederholte der Graf, „du sollst den Brief an Pfauenhausen zurückgeben."

„Der Brief, lieber Onkel," begann Adolph —

„Ja der Brief," stammelte Emilie —

„Nun, wo habt ihr ihn denn?" fragte Wallheim ungeduldig.

„Wir haben ihn nicht mehr," preßte endlich Adoph heraus.

„Was?" rief der Graf erbost, „verloren oder mit Vorsatz weggeworfen. Jetzt soll und muß Adolph das Fräulein von Pfauenhausen heirathen. So wurde ich hintergangen, so recht mit Ueberlegung habt ihr euer Narrenspiel mit mir getrieben. Nein, das verzeihe ich nicht; am Ende findet ein Fremder den Brief, und stellt sich bei meinem Freunde als meinen Galgenstrick von Neffen vor."

„Ein Fremder wohl nicht," versicherte jetzt Emilie schüchtern, „weit eher ein Bekannter von uns."

„Was soll nun das wieder heißen," sagte Wallheim, „erklärt euch deutlicher; was habt ihr mit meinem Briefe gemacht?"

Emilie erzählte jetzt abwechslungsweise mit Adolph die Geschichte des heutigen Tages. Bisweilen mußte der Onkel über ihre Verlegenheiten lachen, aber ein kräftiges Donnerwetter verscheuchte allemal wieder die Heiterkeit, welche dann auch auf den Wangen der heimlich Vermählten entstehen wollte.

„Ich breche euch Beiden den Hals, wenn ein Unglück durch euern Leichtsinn entstanden ist," rief Wallheim, nachdem sie ihm Alles mitgetheilt hatten. „Postpferde! im Galopp nach Pfanenhausen!"

Der General-Pardon.

Die Kanonen krachten eben vom Schloßwalle herab, als der Graf Wallheim mit seinem Neffen und Emilien vor demselben anlangten. Jeden Schuß begleitete ein Fluch des Onkels, denn er ahnete die Ursache desselben.

„Willkommen," rief der alte Pfauenhausen, als man ihm die Ankunft des Grafen von Wallheim meldete.

„Adolph und Emilie ließen ihrem Onkel gerne die Ehre, dem Americaner allein entgegen zu gehen; den ersten Seitenweg, welchen sie erblickten, schlugen sie ein, nur um die Entwickelung der gefährlichen Catastrophe so weit, als möglich,

hinaus zu schieben. Der Zufall führte sie gerade in den Garten, und zwar in eine etwas abgelegene Gegend. Am Ufer eines kleinen See's befand sich eine Moosbank, freundlich von überhängenden Zweigen beschattet. Emilien's Bruder saß auf der Bank, an seiner Seite ein Mädchen hold und schön, wie die eben aufblühende Rose; Beide unterhielten sich in traulichem Gespräch. Adolph näherte sich mit seiner Gattinn der Gruppe, und erfuhr hier die angenehme Lösung des Räthsels, in sofern es die Zukunft seines Schwagers betraf.

„Na, du bist alt geworden," begann Pfauenhausen, als er seines Jugendfreundes ansichtig wurde; „wenn man mir deinen Namen nicht genannt hätte, ich würde dich wahrhaftig nimmer erkannt haben."

„Du bist auch nicht jung geblieben," entgegnete Wallheim, „und wenn ich nicht wüßte, daß ich auf dem Landgute des Herrn von Pfauenhausen wäre, hielt ich dich eher für einen americanischen Seebären, als für meinen alten Freund."

„Höflicher bist du auch nicht geworden," versetzte Pfauenhausen; „na, laß nur gut seyn, dein Neffe ist dafür ein scharmanter Junge!"

„Mein Neffe?" schrie Wallheim zornig, „eben recht, daß du mich daran erinnerst. Du mußt mir nicht übel nehmen, aber ich komme, um dir dein Wort zurück zu bringen."

„Mein Wort?“ fragte Pfauenhausen verwundert.

„Ja,“ antwortete der Graf, „mein Neffe kann jetzt der Gemahl deiner Tochter nimmer werden.“

„Hahaha!“ versetzte Pfauenhausen lachend, „das glaub' ich dir gern, denn er ist es ja schon!“

„Und er ist es nicht!“ sagte Wallheim ernsthaft.

„Du scheinst mir in spaßhafter Laune gekommen zu seyn,“ sprach Pfauenhausen; „vor einer halben Stunde wohnte ich ja selbst der Trauung meiner Tochter bei.“

„Das kann wohl seyn, aber nur nicht mit meinem Neffen!“

„Na, höre, du wirst mich noch böse machen,“ versetzte Pfauenhausen, „der junge Mann hat mir ja deinen Brief gebracht, worin du mir selbst mit deinen ellenlangen Buchstaben, die ich recht wohl kenne —“

„Das ist Alles möglich, aber daraus folgt noch immer nicht, daß er mein Neffe ist.“

„Ja wer soll er denn seyn?“

Graf Wallheim erzählte jetzt unter vielen Ausrufungen des Unwillens die heimliche Vermählung seines Neffen, und den Betrug, der für Pfauenhausen daraus entstanden war. Die beiden Alten tobten lange Zeit; aber endlich brach Wallheim in ein lautes Lachen aus, in welches Pfauenhausen nach kurzem Bedenken einstimmte.

„Wir sind nun einmal betrogen," sprach endlich Wallheim, „und daß du dreißig Jahre in America warst, und doch betrogen bist, das freut mich!"

„Still von America," erwiederte Pfauenhausen; „wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so nenne mir dieß Wort nicht mehr. Mein Schwiegersohn muß mir dasselbe geloben, dann wollen wir einen General-Pardon über dieß junge Volk aussprechen!"

„Meinethalben," versetzte Wallheim.

„So komm in den Garten; dort wollen wir ihnen ihr Glück verkünden, und unsern Segen geben."

Der

Wald von St. Eufemia.

Novelle,

frei nach dem Englischen bearbeitet.

Zu den Zeiten, als die Franzosen das Königreich Neapel in Besitz nahmen, stand an dem Rande des Waldes von St. Eufemia, nur wenige Stunden von dem Golf gleichen Namens entfernt, eine kleine Bauernhütte. Schattige Orangenbäume, um welche sich eine Menge Weinreben wanden, verbargen dieses Häuschen beinahe gänzlich; bloß von einem benachbarten Hügel aus gewahrte man das im dichten Laubwerk begrabene Dach.

Die Bewohner der Hütte bestanden aus einem Köhler, der aber nur höchst selten zu Hause war, dessen Frau und ihrer Tochter, einem Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren. Antonietta, so hieß des Köhlers Tochter, konnte für das wahrhafte Bild der Unschuld und Frömmigkeit gelten, ungeachtet man auf dem Angesichte ihrer Aeltern keine Spur jener beiden Himmelstugenden zu lesen vermochte. Wenn Peppe Tosco von seinen Geschäften aus dem Walde zurückkam, glühte in seinen Augen ein wildes Feuer, das eher den raubsüchtigen Banditen, als den friedlichen Köhler verrieth. Seine Frau Anarella begrüßte

ihn dann immer in einer fremden Sprache, deren Töne Antonietten gänzlich unbekannt waren. Erst nach diesem Gruße empfing Peppe Tosco mit einem freundlichern Gesichte seine Tochter, die dann in Kurzem seinen Unmuth in ein sanfteres Betragen verwandelte. Selten brachte er länger als eine Nacht in der Hütte zu, und die beiden Frauen blieben dann wieder Wochen lang allein. In dieser Zeit baute Antonietta ihr kleines Gärtchen, oder sang ein Lied zu der Laute, in welcher Kunst ihr ein Mönch aus dem, eine halbe Stunde entfernten, Kloster Unterricht gab. Der Klang ihrer süßen Stimme verschmolz mit den Liedern der bunten Sänger in den Lüften, und ward zur lieblichsten Harmonie. —

An einem schönen Herbstabende des Jahres 1809 kam Peppe Tosco unvermuthet nach Hause; sein Gesicht glühte stärker, als gewöhnlich, und die Augen, weit aufgerissen, rollten in ihren Höhlen wild hin und her. Antonietta, die eben unter ihren Blumen saß, bewillkommte ihn mit inniger Herzlichkeit; doch er wies ihre Liebe finster zurück, und eilte in die Hütte. Dort angekommen, sprach er lange sehr heftig mit Anarella, nahm dann aus einem verschlossenen Schranke ein Feuergewehr, lud dasselbe, warf es über die Schulter, und verließ die Hütte wieder, nachdem er seiner Frau zuvor befohlen, ihm das Abendbrod so schnell als möglich zu bereiten.

„Guten Abend, Antonietta,“ sprach er

jetzt zu seiner Tochter, die mit kindlicher Liebe auf ihn zuflog, und ihn umarmte. „Wenn du nicht zu müde bist, wollen wir ein Viertelstündchen auf den Hügel gehen, bis die Mutter das Abendbrod bereitet hat.“

„Recht gern, lieber Vater,“ versetzte Antonietta, hing sich an des Alten Arm, und bestieg die Anhöhe mit ihm. Ihre frohen Scherze konnten aber heute die Züge ihres Vaters nicht erheitern; er beantwortete alle Fragen kurz und rauh. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick nach der Gegend des Meeres, schlug dann unmuthig an sein Gewehr, und setzte den Weg wieder fort.

„Ihr seyd heute recht unfreundlich,“ begann endlich Antonietta.

Peppe Tosco antwortete nicht.

„Ist Euch ein Ungemach zugestoßen?“ fuhr Antonietta fort.

Peppe Tosco schwieg abermals.

„Habe ich Euch beleidigt?“ fragte jetzt Antonietta beinahe mit Thränen.

„Du?“ sagte der Vater, „nein, ich bin auch nicht böse auf dich; aber sonst auf die ganze Welt, auf mich selbst.“

Obgleich Antonietta an solche Redensarten gewöhnt war, so schauderte sie doch zusammen, und wagte nicht, die Unterredung weiter fortzusetzen; denn Peppe Tosco hatte während der letzten Rede einen Dolch aus dem Gürtel gezogen,

und fuhr damit wüthend durch die Luft. Jetzt lag der Golf von St. Eufemia vor ihren Blicken.

„Vater," rief plötzlich Antonietta, die Augen nach dem Meere gerichtet, „ein Schiff, sieh, wie glänzend die Segel dort flattern, ach, ein zweites, ein größeres schwebt dort hin —"

„Den Fluch über sie," unterbrach der Vater ihre Freude, „den Tod über Alles, was auf ihnen athmet. Weißt du, wer auf jenen Schiffen naht? Unsere Feinde, unsere Mörder! Weißt du, was jene Schiffe uns bringen? Sclaverei und Schande! Fluch und Verderben den Fremdlingen. Sie sollen mit Schaudern an den Wald von St. Eufemia denken. Antonietta! jene Schiffe kommen, um unsere Freiheit zu rauben, um unsere Schätze in ihr Vaterland zu führen, um aus Männern Schwächlinge zu machen. Darum schwöre mir mit einem heiligen Eide, alle Franzosen zu hassen und zu verfolgen. Führt ein Ungefähr irgend einen dieser Fremdlinge in unsere Hütte, begehrt er matt und ruhelechzend einen Trunk Wasser, so stoße, statt ihm denselben zu reichen, den Dolch der Rache in sein verrätherisches Herz!"

„Peppe Tosco!" rief jetzt eine Stimme, die Antonietta der Antwort auf ihres Vaters Begehren überhob, „Peppe Tosco!" und zugleich trat ein alter Mann von nicht großer, aber äußerst kräftiger Gestalt zwischen den Bäumen hervor. „Gut, daß ich dich finde! Du mußt mir sogleich folgen!"

„Allein mein Abendbrod —“ erwiederte Peppe Tosco.

„Das mußt du dir heute wo anders suchen,“ versetzte der Fremde. „Gelingt unser Anschlag, so feiern wir ein Freudenmahl, wo nicht, so bedürfen wohl mehrere von uns keines Abendbrods mehr. Komm!“

Peppe Tosco reichte seiner Tochter die Hand zum Abschiede, erinnerte sie noch einmal an die ausgesprochene Warnung, und eilte dann mit dem Unbekannten waldeinwärts. Da erklang die Abendglocke aus dem nahen Kloster herüber. Antonietta sank auf die Kniee, zog ihren Rosenkranz aus dem Busen, und betete für das Wohl ihres Vaters. Erst als es dämmerte, kehrte sie nach der Hütte zurück, und brachte der dort schon lange harrenden Mutter die Kunde, daß der Vater wieder nach dem Walde zurückgegangen sey. —

In den zahlreichen Höhlen und Sümpfen, welche sich im Innern des Waldes von St. Eufemia befanden, hauste eine Räuberbande, die lange Zeit der Schrecken und die Furcht der Umgegend war. Als die Franzosen anfingen, Calabrien zu erobern, beschloß Beniacasa, der Hauptmann jener Bande, seine ganze Kraft der Rettung seines Vaterlandes zu weihen, und so das ihm zugefügte Unrecht in etwas zu vergüten. Die Franzosen lernten auch bald einen entschlossenen, unversöhnlichen und mächtigen Gegner in ihm kennen. Mehrere Gefechte, in die sie mit den Räu-

bern geriethen, überzeugten sie, daß sie es mit keinem ungeregelten Schwarme zügelloser Abenteurer, sondern mit einem eben so verschlagenen als kampfgeübten Feinde zu thun hätten. Einige Streifereien der Franzosen im Walde von St. Eufemia, den man als den Wohnplatz der Räuber bezeichnete, mißlangen gänzlich; die Franzosen sahen wohl manchen ihrer Kameraden, von einer Kugel getroffen, an ihrer Seite niedersinken, aber unglücklicher Weise bemerkten sie weder den Feind, noch die Stelle genau, woher der tödtliche Schuß gekommen. Beniacasa wagte es zuletzt sogar, die fremden Eroberer anzugreifen; allein hier scheiterte seine Tollkühnheit: mit nicht unbedeutendem Verlust mußte er sich zurückziehen, und gegen zwanzig Räuber fielen lebendig in die Hände der Franzosen.

Das Hauptquartier der Letztern befand sich zu Nicastro, wohin auch alsbald die gefangenen Räuber gebracht wurden. Unter vielen Qualen suchte man das Geständniß von ihnen zu erpressen, wo sich ihre Kameraden verborgen hielten; man versprach ihnen Verzeihung, ja sogar reichen Lohn, aber standhaft wiesen sie Beides zurück. Der wachsame Beniacasa unterhielt fortwährend Kundschafter in Nicastro, um seine Handlungsweise sogleich nach der Beschaffenheit der Umstände einrichten zu können. Kaum erfuhr er, daß ein ziemlich starkes Detaschement der französischen Truppen das Hauptquartier wegen einer andern Ex-

pedition verlassen hatte, als er seinen Leuten schleunig Befehl gab, sich zum Angriffe auf Nicastro zu versammeln. Die Nacht, welche jener Unterredung zwischen Peppe Tosco und Antonietta folgte, hatte der Räuberhauptmann zur Ausführung seines Planes bestimmt, und der Unbekannte, welcher Peppe Tosco ihm folgen hieß, war Beniacasa selbst. —

Gegen zweihundert entschlossene, verwegene Männer wandelten schweigend in einem kleinen verborgenen Thale auf und ab, als Beniacasa mit seinem Begleiter ankam.

„Seyd ihr alle versammelt?“ begann der Hauptmann, in den Kreis tretend.

„Alle!“ erwiederte die Menge dumpf.

„Gut,“ fuhr Beniacasa fort, „so laßt uns das Werk beginnen. Klein ist zwar unsere Zahl im Vergleich mit jenen Fremden; aber der Name und der Gedanke: Vaterland begeistere uns. Räuber nennen uns die Frechen, und wer sind denn sie? sie, die in ein fremdes Land einfallen, fremdes Eigenthum ohne Recht und Billigkeit sich zueignen und die tyrannischen Herren spielen. Doch laßt sie kommen! Wie Bären wollen wir aus unsern Höhlen auf sie losstürzen, und den Tod in ihre Reihen schleudern!“

„Es lebe der Hauptmann!“ riefen die Räuber, wild an ihre Waffen schlagend, zum Zeichen, daß sie Alle seinen Entschluß theilten.

Beniacasa gab das Zeichen zum Aufbruch,

und der Zug setzte sich so geräuschlos, als möglich in Bewegung. Der Mond blickte verstohlen durch die Zweige der Bäume. Gegen Mitternacht traten sie aus dem Walde; die Thürme von Nicastro standen in geringer Entfernung vor ihnen. Jetzt sandte der Hauptmann Peppe Tosco zuerst allein in die Stadt, um den günstigsten Punkt zum Angriffe auszuspähen. Nach einer kleinen halben Stunde kehrte dieser mit der Botschaft zurück, daß sie durch ein Loch in der Mauer alle unbemerkt in die Stadt gelangen könnten. Er habe sich ferner beinahe bis an das Gefängniß geschlichen, und von dort aus die Schildwachen mit Zigarren im Munde erblickt; sie schienen nichts weniger, als einen Ueberfall, zu befürchten.

Die Räuber schlichen nun, von Peppe Tosco geführt, unter Todesschweigen vorwärts; glücklich betraten sie die Stadt; alle Straßen waren leer, wie ausgestorben. Ohne den mindesten Aufenthalt gelangten sie ganz nahe an das Gefängniß, wo sie drei Franzosen rauchend und singend bei der Weinflasche sahen.

Peppe Tosco riß hastig sein Gewehr von der Schulter, und zielte mit vorschnellem Eifer auf einen der Feinde seines Vaterlandes. Die Kugel traf nicht, aber der Schuß brachte die ganze Wache in Allarm. Eine Menge Soldaten stürzten halbgekleidet aus dem Gefängnisse hervor. Beniacasa rief: „Drauf, Brüder!“ und stürzte der Erste gegen die Franzosen; alle Räuber folg-

ten seinem Beispiel. Aber es dauerte keine Minute, so sahen sie sich auch schon im Rücken angefallen. Die in der Stadt zerstreuten Soldaten waren wachsamer, als Beniacasa geglaubt hatte, und überließen sie sich auch einer augenblicklichen Ruhe, so standen sie eben so plötzlich wieder kampfgerüstet unter den Waffen.

Die Räuber sahen sich genöthigt, ihren Rückzug anzutreten, denn von allen Seiten strömten nun Franzosen herbei. Mit dem Verlust der Hälfte seiner Leute mußte Beniacasa sein Wagestück bezahlen. —

Den andern Tag beschloß der Commandant von Nicastro, ein neues Detaschement gegen die Räuber auszuschicken, um diese vielleicht in ihrem Aufenthalt zu überfallen. Er vermochte dieß um so eher, da er gestern eine ansehnliche Truppen-Verstärkung von Neapel aus empfangen hatte. Unter dem Befehle eines jungen Officiers, Namens Vernet, sandte der Commandant einige Hundert Soldaten aus, deren Untersuchungen sich besonders auf den Wald von St. Eufemia erstrecken sollten.

Vernet, mit ganzer Seele Soldat, empfing einen solchen Auftrag nicht ohne großen Widerwillen. Gegen den Feind kämpfte er voll glühenden Hasses, gegen den armen unglücklichen Stiefsohn der Natur zog er nur gezwungen das Schwert. Seine jugendliche Phantasie hatte ihm eine ganz andere Zukunft gemahlt. Vor wenigen

Jahren focht er als Sieger bei Marengo, und jetzt sollte er in den Wäldern Calabriens Jagd auf Räuber machen.

„Wahrlich, eine ehrenvolle Bestimmung," sagte er zu sich selbst, indem er seinen Marsch antrat, „eine glorreiche Unternehmung, der ich jetzt entgegen ziehe. Als ich von den Alpen herab auf dieses Land der alten Helden blickte, konnte ich mir nicht denken, daß ich einst eine Armee von Häschern commandiren würde. Sonderbar! Napoleon ward geboren, um als Kaiser von Frankreich der Welt Gesetze vorzuschreiben — ich, um vielleicht durch den Dolch eines Diebes zu fallen."

„Auf gutes Glück, meine Brüder!" rief eine Stimme, diese trüben Gedanken unterbrechend.

„Auch du, Beauchamp?" entgegnete Vernet mit einem Anflug von Lächeln, „auch du bist so glücklich? Wahrhaftig, in der Freude meines Herzens bemerkte ich noch gar nicht, wen mir das Schicksal bei diesem ruhmvollen Unternehmen zum Gefährten gegeben!"

„Laß uns ohne Murren unsere Pflicht thun," sprach der andere Officier, „und wenn wir hier am Ende unseres Lebens stehen, so tröste uns der Gedanke: des Vaterlandes Wohl erheischt manches Opfer!"

Während dieser Reden kamen sie an den Wald. Die beiden Freunde mußten sich hier trennen, um sowohl die am Eingange gelegenen Hütten, als auch den Saum des Waldes selbst untersuchen zu

lassen. Die weiter vorgerückte Tageszeit machte nach und nach die Hitze unerträglich, was einen quälenden Durst zur Folge hatte. Da erblickte Vernet plötzlich in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten eine Hütte, beinahe ganz von dunkeln Orangenbäumen verborgen; der aus dem Schornsteine aufsteigende Rauch machte ihn erst auf das Daseyn derselben aufmerksam. In der Hoffnung, einige Erfrischung daselbst zu finden, ging er auf die Hütte zu. Ein junges, reizendes Mädchen war nur wenige Schritte von der Thüre beschäftigt, Weintrauben in einen Korb zu pflücken. Ueberrascht, eine solche Schönheit hier zu finden, trat Vernet dem Mädchen näher, und bat sie um einen Becher Wein, oder, im Falle sie dieß nicht habe, um etwas Wasser.

Das Mädchen fuhr beim Anblicke des fremden Officiers ängstlich zusammen, und ließ den Korb mit seinen herrlichen Früchten fallen. Theilnehmend bedauerte Vernet das verursachte Unheil, und wollte eben dem hübschen Kinde die Trauben wieder zusammen suchen helfen, als eine widerliche Stimme den Namen Antonietta aus der Hütte rief.

„Heißest du Antonietta, schönes Mädchen?" fragte Vernet, ihre Hand ergreifend.

Schüchtern und erröthend bejahte diese die Frage des Officiers, indem sie versuchte, sich von ihm loszumachen. Allein Vernet wiederholte seine Bitte um einen frischen Trunk, der ihm, von

so zarten Händchen gereicht, noch weit vortreffli- cher schmecken werde.

„Heilige Madonna!“ rief die vorige Stimme wieder, und ein altes, häßliches Weib trat aus der Hütte. „Was macht das gottlose Kind?“

Antonietta riß sich jetzt gewaltsam von dem Officier los, und eilte zu der Mutter.

„Beruhigt euch, gutes Mütterchen,“ sprach Vernet besänftigend zu der Alten. „Ich komme bloß, euch um eine kleine Erfrischung zu bitten!“

„Wir haben nichts im Hause,“ versetzte die Alte schnippisch, „nichts, gar nichts! Ueberdieß ist mein Mann nicht da, und in seiner Abwesenheit pflegen wir Niemand bei uns aufzunehmen. Wenn der fremde Herr also nur weiter —“

„Warum nicht gar weiter?“ entgegnete Vernet, „ein Trunk Wasser wird sich wohl finden, und eure schöne Tochter hat ja hier einen ganzen Korb voll prächtiger Weintrauben.“

Mit diesen Worten ging der Officier rasch nach der Hütte. Die Alte folgte brummend, und, wie es schien, heftig gegen ihre Tochter aufgebracht; doch wagte sie es nicht, dem Gast den Eingang mit Gewalt zu wehren. Antonietta erschien nicht in der Hütte; die Alte entfernte sich wieder, und kam erst nach einer geraumen Weile mit einem Glase Wasser zurück; sie hoffte, der Fremde werde sich nun zufrieden entfernen. Allein sie kannte die feurigen Gefühle eines französischen

Kriegers zu wenig. Nachdem Vernet seinen Durst gestillt, säumte er nicht, nach dem hübschen Mädchen zu fragen, um sich von ihren Händen ein Paar saftige Weintrauben reichen zu lassen. Die Alte entschuldigte sich, indem sie sagte, daß ihre Tochter die Früchte bereits nach der Stadt getragen habe. Vernet, der dieser Versicherung keinen Glauben schenkte, begnügte sich nicht damit, sondern fing an, die Hütte zu durchsuchen. In einem kleinen Gemache fand er zwar jenes Körbchen mit Weintrauben, das er früher in Antoniettens Händen gesehen, von ihr selbst aber keine Spur. Dieß bestärkte ihn noch mehr in der Hoffnung, die reizende Kleine befinde sich immer noch hier; er verdoppelte seine Anstrengungen, allein der innere Raum der kleinen Wohnung war so beschränkt, daß er in Kurzem Alles durchsucht, aber nichts gefunden hatte. Er verließ jetzt die Hütte, allein nur mit dem Vorsatze, seinen Besuch zu wiederholen, sobald es die gegenwärtige Expedition ihm erlaube. —

Die Soldaten hatten jetzt den Eingang des Waldes durchsucht, ohne irgend etwas Verdächtiges gefunden zu haben. Vernet stieß auf seinen Freund Beauchamp, welchem er sogleich das kleine Abentheuer mittheilte. Er sprach nicht sobald den Wunsch aus, das reizende Mädchen wieder zu besuchen, als ihm sein Freund schon das Gefährliche eines solchen Wagestücks vorhielt.

„Du kennst die wahren Gesinnungen dieses

Volkes noch nicht genug," sprach Beauchamp; „sie hassen uns Alle ohne Unterschied. Nicht bloß ihre sichtbaren Waffen haben wir zu fürchten, jeden Augenblick müssen wir auch zittern, den Tod in einem vergifteten Becher zu finden."

„Hättest du Antonietten gesehen," erwiederte Vernet, „du würdest den Wunsch, sie wieder zu sehen, ohne Zweifel entschuldigen. Ich kann mir nicht helfen, unwiderstehlich fühle ich mich zu dem Mädchen hingezogen, die Unschuld ihrer Seele blickte mich so rein aus ihren frommen Taubenaugen an, so ganz, ganz verschieden von ihrer Mutter. Beauchamp, eine dunkle Ahnung sagt mir, das Mädchen gehört nicht in jene Hütte; sie ist nicht dort geboren, und soll auch nicht dort bleiben. Sobald wir unser Geschäft im Walde vollendet haben, begleitest du mich zu Antonietten, und ich bin gewiß, du wirst meine Gefühle theilen."

Die beiden Officiere traten nun an die Spitze ihrer Truppen, und marschirten in den Wald. Gefahren und Mühseligkeiten aller Art empfingen sie nun. Ein glühender Sirocco, diese italienische Landplage, begann zu wehen, und verursachte manche tödtliche Krankheit. Ohne Weg, ohne Führer geriethen sie bisweilen in Sümpfe und Abgründe, aus denen sie nur mit Lebensgefahr wieder herauskommen konnten. Der gänzliche Mangel an frischem Wasser nöthigte sie, ihren Durst mit dem Schlamme der faulen Sümpfe zu

stillen. Schon wollten die Officiere wieder den Rückweg antreten, denn sie fürchteten, das Leben ihrer Soldaten in diesen gräßlichen Wüsteneien nutzlos zu verschleudern, als sie auf einen anscheinenden Köhler stießen, der vorgab, heute Morgen von den Räubern bestohlen worden zu seyn. Durch das Versprechen eines Geschenkes bewogen, erbot er sich, die Soldaten an eine Stelle zu führen, wo sie die Räuber leicht angreifen könnten.

Vernet knüpfte eine Unterredung mit dem fremden Manne an, und fragte ihn unter anderem, wo er wohne.

„Ich bin ein ehrlicher Köhler," erwiederte derselbe, „und bringe den größten Theil des Jahres im Walde zu; meine Familie aber, die ich gewöhnlich jede Woche einmal besuche, wohnt unfern des Golfs von St. Eufemia."

„Vielleicht am Eingange des Waldes?" fragte Vernet weiter.

„Hart am Walde!" entgegnete der Köhler.

„Und kennt Ihr nicht auch ein junges, reizendes Mädchen, das sich Antonietta nennt?" fuhr der Officier begeistert fort.

„Antonietta?" wiederholte der Köhler düster in sich hinein, während eine dunkle Röthe über sein Angesicht flog.

„Ja, Antonietta," sprach Vernet, „ein Engel, eine Madonna; ihre Mutter ein altes, garstiges Weib; kennt Ihr sie vielleicht?"

„Ich glaube," erwiederte der Köhler mit unterdrückter Wuth, „die Hütte von Weinreben umrankt, beinahe ganz in dunkeln Orangen versteckt?"

„Recht, ein wahres Elysium," rief der Officier, „sprecht, wer sind denn die Aeltern dieses himmlischen Wesens?"

„Die Aeltern? Der Vater ist — glaube ich — ein Köhler — doch spricht man nicht viel Gutes von ihm. In früherer Zeit waren wir Freunde, aber seit vielen Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen!"

Ein verdächtiges Knistern im Walde unterbrach die Erzählung des Führers. Gleich darauf fiel ein Schuß. Die Soldaten machten Halt. Der angebliche Köhler entfloh mit einem wilden, gräßlichen Lachen. Vernet bemerkte sogleich, daß er hintergangen sey; wüthend zog er eine Pistole aus dem Gürtel, und schoß nach dem Fliehenden. Die Kugel traf; ein lauter, schmerzlicher Schrei bezeugte dieß, allein der Räuber setzte seine Flucht dessenungeachtet rasch fort, und die Soldaten wagten es nicht, ihm zu folgen, denn die ganze Gegend war theils wegen der tiefen Abgründe, theils wegen der sumpfigen Moräste ungangbar, den einzigen, schmalen Fußpfad, auf welchem sie eben marschirten, ausgenommen. Mit Mühe suchten sie den Rückweg, um wenigstens vor dem Einbruche der Nacht einen freieren Platz zu erreichen; Vernet und Beauchamp zweifelten nicht, daß die Räuber sie vorsätzlich in diesen unwirthbaren

Hinterhalt gelockt hätten, um sie hier mit geringerer Anstrengung aufreiben zu können. Glücklich erreichten sie auch ein ziemlich offenes Feld, auf welchem die französischen Truppen, im Falle eines Angriffs, ihre Streitkräfte gehörig auszubreiten vermochten. Ruhe und Stärkung war jetzt den Kriegern höchst nöthig, und Vernet, der dieß wohl einsah, beschloß, die Nacht hier zuzubringen. Mit der größten Vorsicht wurden nach allen Seiten Posten ausgeschickt; Vernet und Beauchamp prüften alle Stunden die Wachsamkeit der Soldaten, und so verging die Nacht, ganz gegen ihre Erwartung, ruhig und still. Als der Morgen graute, setzte das kleine Corps seinen Weg weiter fort, und kam gegen Abend nach Nicastro zurück, bedeckt mit Schmutz, mit Staub und mit dem Ruhme, die ersten Franzosen zu seyn, welche tiefer in den Wald von St. Eufemia eingedrungen waren.

Nachdem Vernet dem Commandanten Bericht von dem Erfolge seiner Sendung abgestattet hatte, empfing er den Befehl, mit dem Detaschement in der Gegend von Maida zu campiren, und von dort aus das fernere Beginnen der Räuber zu beobachten. Ein solcher Auftrag war ihm sehr willkommen, denn er verschaffte ihm Gelegenheit, das schöne Mädchen am Walde wieder zu sehen. Beauchamp, dem er diesen Vorsatz mittheilte, wandte vergebens seine Beredtsamkeit an, den Freund von einem so unbesonnenen

Schritte, in einer so verhängnißvollen Zeit, mitten im Schooße der Unruhen und Schrecken, abzuhalten. Doch Vernet hörte nicht auf ihn, sondern beharrte mit Festigkeit auf seinem Entschlusse.

„Nun denn," rief Beauchamp endlich, „so will ich dich begleiten; doch glaube mir, daß es nicht Neugierde ist, was mich dazu veranlaßt, sondern allein die Besorgniß, meinen liebsten Freund tausend Gefahren ausgesetzt zu wissen. Du kennst die italienischen Waffen immer noch nicht; denn wo ihre Dolche zu schwach sind, morden sie mit den Augen. So schön die Außenseite dieses Landes ist, so tückisch sind seine Bewohner, so freundlich die Erzeugnisse ihres Bodens, so feindlich die Gesinnungen der Menschen."

„Sieh zuvor Antonietta," erwiederte Vernet, „dann urtheile. Wohnt in diesen Zügen nicht die Unschuld, dann ist sie auf Erden nimmer zu finden!"

„Das will ich ja gerne glauben," sprach Beauchamp; „aber du hast mir ja selbst erzählt, ein widerlicheres Angesicht, als das ihrer Mutter, habest du noch nie in deinem Leben gesehen."

„Das ist freilich wahr," gestand Vernet ein, „indessen kann sie darum doch eine wackere Frau seyn!"

Die beiden Freunde gingen nach der Hütte. Antonietta war gerade allein, als sie eintra-

ten. Erröthend wollte sie bei dem unvermutheten Wiedersehen des fremden Officiers entfliehen, doch Vernet hielt sie mit sanfter Gewalt zurück. Beauchamp ließ im Stillen dem Geschmacke seines Freundes volle Gerechtigkeit widerfahren.

„Um Gottes willen," begann das Mädchen ängstlich zitternd, „verlasset diesen Ort so schnell als möglich!"

„Und warum?" entgegnete Vernet, sie zärtlich anblickend.

„Fragt nicht lange," fuhr Antonietta fort, „eilt, und kommt nie mehr zurück, sonst sind wir Alle verloren!"

„Nicht doch," sprach Vernet im Ton des Scherzes, „ein französischer Krieger flieht niemals; weder der Donner der Kanonen, noch die sanften Worte deines Mundes können mich zur Flucht bewegen!"

„Ich will die Mutter rufen," sagte jetzt das Mädchen, indem es versuchte, seine Hand aus der des Officiers loszumachen.

„Die Mutter?" wiederholte Vernet, „laß sie nur, du brauchst auch nicht im geringsten vor uns zu zittern!"

„Ihr seyd Franzosen?" fragte Antonietta leise.

„Ja," antwortete Vernet, allein nicht deine Feinde."

„Doch die Feinde meines Vaterlandes," setzte das Mädchen mehr traurig als unwillig hinzu.

„Darum verlaßt mich; lieben darf ich euch nicht, und hassen kann ich euch nicht!“

„Nein, hassen kannst du gewiß nicht,“ rief Vernet begeistert aus; „in diesen Zügen wohnt keine Leidenschaft, die den Menschen entehrt.“

Beauchamp verließ jetzt die Hütte wieder; er wollte während seines Freundes Unterredung die Thüre bewachen.

Als Antonietta sah, daß der eine Fremde sich entfernte, wiederholte sie ihre Bitte an Vernet dringend, sie gleichfalls zu verlassen; doch dieser weigerte sich standhaft, ihrem Wunsche zu entsprechen, wenn sie ihm nicht den Grund desselben mittheile.

„Die Mutter würde zürnen,“ versetzte Antonietta; „ich habe ihr versprechen müssen, während ihrer Abwesenheit Niemand in der Hütte aufzunehmen, am wenigsten aber einen der fremden Krieger; denn die Mutter versicherte mir, sie haben Alle Böses gegen mich im Sinne und trachteten nach meinem Verderben.“

„Also darum wünschest du so eifrig, daß ich mich entferne?“ fragte Vernet.

„Nicht allein darum,“ antwortete Antonietta heimlich, „sondern die Mutter sagte neulich, als ihr fort waret: wenn wieder einer der fremden Soldaten in die Hütte käme, wolle sie ihm eine Erfrischung reichen, daß er gewiß zum zweitenmale nicht komme.“

„Ha!“ rief Vernet, an seinen Säbel schla-

gend, „gut, daß ich es weiß; nun laß sie nur kommen. Ich will ihr einen Dank für die Bewirthung reichen, einen Dank, der ihrer Gastfreundschaft um kein Haar nachstehen soll."

„Was wollt Ihr thun? es ist meine Mutter! Die Besorgniß für Euer Leben hat mich zur Verrätherinn an meiner Mutter gemacht. Ich wollte Euch bloß warnen, und beschwöre Euch jetzt bei der heiligen Jungfrau, mich zu verlassen!"

„Bist du mir denn gar nicht gut, daß du so auf meine Entfernung dringst?" sprach Vernet zärtlich.

Antonietta schlug rasch die Augen zu Boden; eine glühende Röthe flog über ihr ganzes Angesicht. Zu gleicher Zeit erklang der Ruf zur Hora aus dem benachbarten Kloster herüber.

„Mädchen," fuhr Vernet fort, „ja, ich will diese Hütte verlassen, aber nur mit dir. Ein Fremdling bin ich in diesem Lande, unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen, aber ein Herz biete ich dir entgegen, ein Herz voll heißer, reiner Liebe. Folge mir! Hörst du die Glocken aus dem Gotteshause? Sie rufen uns vor den heiligen Altar; dort im Angesicht der reinen, unbefleckten Jungfrau wollen wir einander ewige Treue geloben!"

„Und meine Aeltern!" — unterbrach ihn Antonietta.

„Ich kann nicht glauben," fuhr Vernet fort, „daß jenes häßliche, alte Weib deine Mutter ist!"

„Und warum denn nicht?“ rief Anarella, außer sich vor Wuth in die Hütte herein stürzend. „Ich kann es beinahe selbst nicht glauben! Ungerathenes Kind! So befolgst du die Befehle deiner Mutter, so gehorchst du deinen Aeltern? Zittre, freche Dirne, wenn der Vater zurückkömmt, soll er deinen Leichtsinn bestrafen, wie du es verdienst!“

Vernet zog rasch seinen Degen aus der Scheide, und stellte sich damit vor Antonietta.

„Noch ein drohendes Wort,“ sprach er voll Zorn, „und es kostet dich dein Leben. Das Mädchen ist meine Geliebte, unter meinem Schutze steht sie fortan —“

Ein Schuß durch das Fenster unterbrach Vernet's Rede; die Kugel riß den Hut des Officiers vom Kopfe. Zugleich entstand draußen ein heftiger Streit. Bald unterschied Vernet die Stimme seines Freundes. „Hierher, Bruder,“ rief der Letztere, „hier ist der Schurke!“

Vernet eilte aus der Hütte, dem Orte, von welchem der Lärm herkam, entgegen. Ungefähr fünfzehn Schritte von dem Häuschen entfernt, erblickte er Beauchamp heftig mit einem wild aussehenden Manne ringend. Er eilte seinem Freunde zu Hilfe. Eben gelang es diesem, den Fremden, der sich nur mit einem Arme vertheidigen konnte, weil er den andern verbunden hatte, auf die Erde zu bringen. Als Vernet näher kam, erkannte er jenen angeblichen Köhler, der vor einigen Ta-

gen ihn so abscheulich hintergangen hatte. Die Wunde an seinem Arm fing auf's neue an zu bluten, und mehr dieser, als Beauchamp's Anstrengung war es gelungen, ihn ermattet zu Boden zu werfen.

Beauchamp erzählte nun Vernet, auf welche Art er den lauernden Feind entdeckt habe. Um seine Unterredung mit der schönen Antonietta vor jedem Ueberfall sicher zu stellen, habe er einige Zeit die Thüre der Hütte bewacht. Durch das Romantische der Gegend angelockt, sey er zuletzt in den Orangenhain gegangen, von wo aus er gleich darauf einen Mann den Hügel herab kommen sehen, welcher bei jedem Schritt vorsichtig stehen geblieben sey. Er habe nun denselben heimlich mit den Augen verfolgt, bis er zuletzt ganz in die Nähe gekommen. Nach einer Weile habe jener eine Pistole hervorgezogen, und rasch durch das Fenster geschossen. Jetzt sey er auf ihn zugesprungen, und habe ihn, der sich keines so plötzlichen Angriffs versehen, zu Boden geworfen.

„Dießmal sollst du uns nicht entfliehen," sprach Vernet; „wir sind dir ja auch noch den Botenlohn schuldig, und der soll, das verspreche ich dir, in einem herrlichen Halsschmuck bestehen!"

Anarella und ihre Tochter waren unterdessen gleichfalls näher gekommen.

„Ach mein lieber Mann!" rief die Erstere schreiend und jammernd, „so muß ich dich wieder

finden! Armer Peppe Tosco, was hast du denn gethan? und verwundet bist du auch?"

Antonietta kniete weinend neben ihrem Vater nieder, und benetzte seine Hände mit Thränen; der Räuber stieß jedoch ihre Liebkosungen zornig zurück, blickte sie drohend an, und sprach: „danke Gott, daß ich gefangen bin, sonst lägest du schon todt zu meinen Füßen, elende Verrätherinn!"

Vernet befahl ihm, zu schweigen, und Beauchamp rief unterdessen einige Landleute herbei, mit deren Hilfe Peppe Tosco und Anarella in das Standquartier der Franzosen gebracht wurden. Antonietta folgte gesenkten Blickes ihren Aeltern; Vernet suchte ihr Trost einzusprechen, doch sie schenkte allen seinen Reden kein Gehör, sondern richtete ihre ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme auf die hilflose Lage der beiden Alten, ungeachtet sie von Peppe Tosco fortwährend mit Schmähreden überhäuft wurde. Anarella schien ihre eigene Lage nicht zu beachten; nur das Schicksal ihres Mannes ging ihr zu Herzen.

Als sie auf dem Meierhofe, welcher das Absteigequartier der Officiere war, ankamen, ließ Vernet sogleich ein festes Gemach für Peppe Tosco im Erdgeschoß einrichten. Anarella wurde in eines der obern Zimmer eingesperrt. Antonietta blieb bei ihr, obgleich Vernet ihr ein eigenes Zimmer anweisen lassen wollte.

Den andern Morgen beschloßen die Officiere,

ihre Gefangenen erst hier zu verhören, ehe sie dieselben nach Nicastro absendeten. Peppe Tosco erschien finster und mürrisch; auf alle Fragen antwortete er im Tone eines beleidigten und entschlossenen Mannes, und als ihn Vernet des Umgangs mit Räubern beschuldigte, erwiederte er trotzig:

„Ich habe die Ehre meines Hauses und meiner Tochter vertheidigt, darum schoß ich nach euch; wenn dieß in euerm Vaterlande ein Verbrechen ist, so denkt der Calabrese darüber anders. Meine Aehnlichkeit mit einem Räuber beweist nichts, diese Wunde im Arm eben so wenig; allein ich sehe schon, ihr wollt mich schuldig finden, um ungestraft meine Tochter entehren zu können, meine Tochter, die ihre Schande nur mit des Vaters Tod begraben kann."

„Meine Liebe zu deiner Tochter hat nichts gemein mit deinen Verbrechen," entgegnete Vernet.

„Mit meinen Verbrechen?" wiederholte Peppe Tosco; „ich bin unschuldig, und wenn ihr gerecht seyn wollt, müßt ihr mich und die Meinigen auf der Stelle entlassen!"

„Und dir gar noch eine Belohnung geben," fiel Beauchamp ein, „daß du uns neulich so vortrefflich in eure calabresischen Sümpfe geführt hast?"

„Daß ihr darin erstickt wäret," versetzte Peppe Tosco dumpf, „so brauchte ich jetzt nicht vergebens meine Unschuld zu vertheidigen."

„Du willst also nichts gestehen?“ fragte Vernet nach einer Pause.

„Ich habe nichts zu gestehen,“ antwortete der Alte trotzig, „ihr könnt mich morden lassen; bin ich doch nicht das einzige Opfer eurer frechen, zügellosen Willkür!“

Vernet gab nun den Soldaten ein Zeichen, Peppe Tosco wieder in sein Gefängniß zurückzubringen. Jetzt wurde Anarella hergeführt. Auf ihre Tochter gestützt, wankte sie in das Zimmer. Bleich und eingefallen waren ihre Wangen, die Augen matt und erstorben, das Haupt auf die Brust gesenkt.

„Schont meine Mutter,“ sprach Antonietta halbleise, „das schreckliche Ereigniß hat ihre Sinne zerrüttet: sie ist krank!“

„Krank!“ rief die Alte wild auffahrend; „wer sagt, daß ich krank bin, wer sagt, daß ich sterben muß? — Ich will nicht sterben, ich habe mich noch nicht mit dem Himmel versöhnt! — In ein Kloster will ich gehen und beten, — beten, daß die Madonna mich nicht in meinen Sünden dahinfahren lasse.“

„Kommt zu Euch, Mutter,“ tröstete Antonietta, „faßt Euch!“

„Bist du es, Antonietta,“ fuhr sie wehmüthig fort, „dein Anblick macht mir Schmerzen — ich habe dir viel geraubt; — vernichtet deine Jugend, — zertrümmert das Glück deines Lebens!“

Die Officiere sahen einander während dieses

freiwilligen Geständnisses verwunderungsvoll an. Sie glaubten, die abgebrochenen Ausrufungen der Wahnsinnigen zu verstehen.

„Ein offenes Bekenntniß kann Euer Vergehen wie Eure Strafe mildern,“ begann Vernet; „darum erzählt, was habt Ihr gethan?“

„Ha, das sind sie!“ rief Anarella plötzlich wieder wild aus. „Das sind die Henker meines Mannes! Redet, was ist aus dem armen Peppe geworden? Ich fluche euch, wenn ihr ihn ohne den Trost der Kirche erwürgt habt! Ach, freilich hat auch er manches Opfer ohne Erbarmen in seinen Sünden erwürgt!“

Erschöpft sank sie bei den letzten Worten zu Boden. Antonietta kniete weinend neben ihr nieder, und suchte durch freundliche Worte sie in's Bewußtseyn zurückzurufen. Aber erst nachdem man ihr einige Tropfen Wein beigebracht hatte, kam sie nach und nach wieder zu sich.

„Wo bin ich?“ sprach sie jetzt, gefaßter umherblickend, „du, Antonietta, hier; was ist aus dem Vater geworden?“

„Sein Schicksal hängt von Eurer Aussage ab,“ erwiederte Vernet. „Daß er schuldig ist, und die härteste Strafe verdient hat, sind wir überzeugt: dennoch beharrt er in eigensinnigem Schweigen. Statt seine Vergehen reuig zu bekennen, und die Gnade der Richter anzuflehen, läugnet er seine schwarze Thaten, und vergrößert so seine Schuld immer mehr! Antwortet deßhalb: Ihr offen

und ehrlich auf unsere Fragen, und wir wollen die Milde, welche Euer Bekenntniß verdient, auch auf ihn ausdehnen!“

„Fraget,“ erwiederte Anarella, „was ich weiß, will ich bekennen!“

„Ist dieses Mädchen Eure Tochter?“ begann Vernet.

„Eben so wenig Feigen an den Disteln wachsen, eben so wenig ist Antonietta meine Tochter!“

„Ha, meine Ahnung!“ rief Vernet.

„Nicht Eure Tochter?“ fragte Antonietta, „Ihr nicht meine Mutter? und wer sind denn meine Aeltern, wo werde ich sie wieder finden?“

„Dort!“ antwortete Anarella mit einem Blick zum Himmel. — „Es werden ungefähr sechzehn Jahre seyn, als eines Abends ein Edelmann mit seiner Frau, einem kleinen Mädchen und zwei Bedienten durch den Wald von St. Eufemia reiste. Peppe Tosco lag mit Mehreren seiner Genossen im Gebüsche versteckt. Ein Gastwirth hatte ihnen die Durchreise der Fremden verrathen. Ein Schuß meines Mannes stürzte den Kutscher von seinem Sitze herab. Zugleich sprangen die Andern hervor, und fielen den Pferden in die Zügel. Ein zweiter Schuß Peppe Tosco's traf den Edelmann, während die übrigen Räuber dessen Frau und den Diener gleichfalls ermordeten. Eben wollte mein Mann auch seinen Dolch gegen das kleine Mädchen aufheben, doch die fle-

henden Blicke der Unschuld besänftigten seine Mordlust; er fühlte Barmherzigkeit mit dem kleinen Wesen, nahm es auf seinen Arm, und brachte es in unsere Hütte. Anfangs glaubte ich, eine Bürde in dem Kinde empfangen zu haben, doch bald wurde mir meine Mühe zur Lust, und Antonietta die einzige Freude meines Lebens."

Diese Entdeckung erregte eine freudige Hoffnung in Vernet's Brust; auch Beauchamp äußerte die herzlichste Theilnahme. Antonietta wußte sich in diese plötzliche Verwandlung ihres Geschicks nicht zu finden. Sie fuhr fort, die Officiere um das Leben und die Freiheit ihres Vaters zu bitten. Sie warf sich zu Vernet's Füßen, und umklammerte dessen Knie, bis dieser endlich versprach, sich selbst für die Befreiung des Gefangenen in Nicastro zu verwenden. Nun kannte ihre Dankbarkeit beinahe keine Gränzen. Sie eilte fort, um Peppe Tosco diese Nachricht zu bringen. Lachend hörte er ihr zu, und als sie ihm den Inhalt von Anarella's Verhör mitgetheilt, rief er aus: „Deine Mutter ist toll, du bist meine Tochter, und was sie von den Räubern erzählt, begreife ich nicht."

Beauchamp, der Antonietta auf dem Fuße gefolgt war, und diesen Ausruf vernommen hatte, ließ nun den Gefangenen zum zweitenmale in das Verhör führen. Anarella lag eben wieder ohnmächtig am Boden, als er mit Peppe Tosco eintrat. Kaum erblickte der Letztere seine

mit dem Tode ringende Frau, als er auf sie zueilte, und sie bei allen Heiligen beschwur, in's Leben zurückzukehren. Mühsam schlug sie endlich ihre Blicke zu ihm auf; ihr sterbendes Auge, ihre bebenden Lippen stammelten: „Versöhne dich mit dem Himmel!“ Bald darauf starb sie.

Noch in derselben Stunde gestand Peppe Tosco alle seine Vergehen. Er bekräftigte nicht nur die Aussage seiner Frau, sondern erzählte auch, nachdem er um Antonietta's Entfernung gebeten, alle Nebenumstände jener That. Vernet machte dem Räuber einige Vorwürfe über sein schändliches Leben, die dieser mit dumpfem Schweigen anhörte, und dann mit drohenden Blicken in seinen Kerker zurückkehrte. Antonietta wiederholte auf's neue ihre Bitten, und Vernet versprach, am andern Tage selbst nach Nicastro zu reisen, und dort den Fürsprecher Peppe Tosco's zu machen. Antonietten mußte er beinahe mit Gewalt von der Leiche ihrer Pflegemutter reißen. Er brachte sie in ein Kloster, und bat die Aebtissinn, das schutzlose Mädchen mütterlich und ihres Standes würdig zu behandeln.

Den andern Tag übergab er seine Dienstgeschäfte Beauchamp, und trat die Reise nach Nicastro an. Nicht ohne bange Vorgefühle trennten sich die beiden Freunde.

Vernet mochte ungefähr seit einer Stunde die Meierei verlassen haben, als ein Bettelmönch vor derselben erschien, und nach dem commandi-

renden Officier fragte, da er diesem Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe. Die Soldaten führten ihn zu Beauchamp, und er fing nun an zu erzählen, wie er gestern Abend von Räubern angefallen worden sey. Sie hätten ihn hierauf die ganze Nacht mit herumgeschleppt; diesen Morgen seyen sie an ihrer Höhle angelangt, wo er jedem die Absolution ihrer Sünden geben mußte, nach welcher sie ihn wieder entlassen haben. Jener Ort sey kaum drei Stunden von der Meierei entfernt, und er getraue sich, eine ziemliche Anzahl der Soldaten heimlich in die Nähe der Räuber zu führen, um so mehr, da jene gestern von einem Streifzug heimgekommen, und also in einem schwelgerischen Mahl begriffen seyen. Beauchamp nahm dieses Anerbieten mit Freuden an. In aller Stille ließ er den größten Theil der Soldaten unter die Waffen treten, und stellte sich an ihre Spitze. Der Mönch bat jetzt den Officier, ihm gleichfalls den Rock eines französischen Kriegers zu geben, damit er wenigstens nicht von den Räubern erkannt werden könne. Zum größten Vergnügen der Soldaten gewährte Beauchamp diese Bitte, und der Mönch wurde in eine Uniform gesteckt. Eilig und geräuschlos bewegte sich nun der Zug vorwärts; der Mönch schritt so hastig zu, daß die Soldaten ihm kaum folgen konnten. Er wußte dabei herrlich Bescheid im Wald. Nach einem Marsche von zwei Stunden machte er Halt, sah

mehrere Male zu den Wipfeln der Bäume empor, und winkte den Soldaten, daß sie sich jetzt bald an der bezeichneten Stelle befänden.

„Bleiben Sie nun ein Paar Augenblicke ruhig hier," sagte er zu Beauchamp, „ich will mich erst allein näher schleichen, um den rechten Zeitpunkt zum Angriff auszuspähen. Gleich bin ich wieder zurück."

Vorsichtig schlich der Mönch dem Walde zu. Beauchamp und die Soldaten blieben ohne den geringsten Laut auf ihrem Platze. Aber es verging eine halbe Stunde, und der Mönch war noch nicht zurück. Die Soldaten fingen an, unruhig zu werden, und wollten nicht länger wie Bildsäulen an diesem Orte bleiben. Beauchamp schlich sich mit einigen der Kühnsten nun selbst vorwärts, doch herrschte in der ganzen Gegend tiefe Ruhe. Die Natur lag in ihrer schönsten Pracht vor ihnen ausgebreitet, kein Räuber hatte sie hier mit seiner sündhaften Nähe entweiht. Beauchamp sah ein, daß er betrogen war; eilig trat er den Rückmarsch an. Schon von ferne sah er den Rauch von der Meierei empor steigen. Als er näher kam, stieß er auf einen verwundeten Franzosen, der ihm die Ereignisse des vergangenen Morgens meldete.

„Kaum hatten Sie mit dem Mönch die Meierei verlassen," erzählte der Soldat, „so wurde das ganze Haus von einer großen Menge Räuber umzingelt. Wir verschloßen sogleich alle Thüren,

und wagten es, gegen die Schurken zu feuern. Allein mit ungeheurer Todesverachtung stiegen die Räuber zu den Fenstern empor, eilten in Peppe Tosco's Kerker, plünderten dann die ganze Meierei aus, und legten, nachdem sie die Meisten von uns niedergemacht hatten, an verschiedenen Orten Feuer an. Was aus meinen Brüdern geworden ist, weiß ich nicht. Ein Sprung aus dem Fenster rettete mein Leben, doch einer der Bösewichter zerschmetterte mit einem Schusse mir den linken Arm."

Beauchamp machte sich selbst Vorwürfe über seine Leichtgläubigkeit, und sah dem Wiedererscheinen seines Freundes voll Verdruß entgegen. Allein das Schicksal hatte ihm dieses bereits erspart.

Vernet hatte in Nicastro einen Urtheilsspruch erlangt, der Peppe Tosco so gut wie frei sprach; er sollte nämlich ein Jahr unter Aufsicht gestellt werden, und nach gutem Verhalten den uneingeschränkten Gebrauch seiner Freiheit wieder erlangen. Freudig bestieg er sein Pferd, um Antonietten diese angenehme Botschaft zu hinterbringen. Ganz mit diesem Gedanken beschäftigt, ritt er sorglos weiter. Da fiel plötzlich ein Schuß; er sank vom Pferde; die Kugel hatte seine Brust durchbohrt. Peppe Tosco sprang hervor; hohnlächelnd blickte er auf sein Opfer. Vernet schlug noch einmal die Augen auf.

„Du bist es!" rief er schmerzlich aus.

„Ich bin es," erwiederte der Räuber, auf

sein Gewehr gelehnt. „Ihr habt mir gestern einen Lohn versprochen, und siehe da, ich bezahl's Euch zuerst! So rächt ein Räuber sich!"

„Ungeheuer!" versetzte Vernet mit schwacher Stimme, denn schon drang der Tod zu seinem Herzen. „Empfange auch meine Rache! Bringe Antonietten mein Lebewohl, und sage ihr — was ich — für dich gethan!"

Dabei zog er den Pardon aus dem Busen, und warf ihn Peppe Tosco hin. Gleichgültig nahm dieser ihn auf, doch, als er den Inhalt des Papiers durchflogen hatte, erfaßte ihn die Reue über seine That.

„Ja, ich bin ein Ungeheuer," rief er aus, „ich habe den ermordet, der mir Gutes that. Antonietta wird mich verabscheuen, wird mir fluchen, Anarella ist auch nicht mehr, was soll ich noch allein auf dieser Welt? Madonna, bitte für mich!"

Bei den letzten Worten stieß er sich den Dolch in's Herz. Einige Landleute fanden ihn noch röchelnd in seinem Blute liegen. Nur mit Mühe konnte er ihnen den Hergang der Geschichte erzählen. Antonietta beschloß ihr Leben im Kloster.

Inhalt.

	Seite
Victor's Reise. Von Friedrich Rochlitz.	3
Das americanische Teufelchen. Frei nach dem Französischen.	183
Der Wald von St. Eufemia. Novelle, frei nach dem Englischen bearbeitet.	223

Nachricht für die Abnehmer der Collection port. française.

So eben ist von der, seit mehreren Jahren mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen

Collection portative d'œuvres choisies de la littérature française, publiée par Mozin et Courtin,

das erste Bändchen der dritten Serie erschienen, welche mit den

Mémoires de Constant, premier valet de chambre de l'empereur, depuis 1799 jusqu'en 1814, sur la vie privée de Napoléon, sur sa famille et sa cour

beginnt; dieß Werk übertrifft bekanntlich alle, bisher über Napoleon erschienenen Memoiren an Interesse, und ist besonders den Besitzern der Mémoires de Bourrienne äußerst wichtig.

Wir freuen uns, den Abnehmern unserer Collection dasselbe zu einem Preise liefern zu können, welcher kaum ein Viertheil des Pariser beträgt; das ganze Werk wird höchstens 4 fl. — 2 Rthlr. 12 gr. kosten, die Pariser Ausgabe hingegen 16 fl. 48 kr.

In jeder Buchhandlung wird Bestellung auf obige dritte Serie apart angenommen; den Abnehmern der zweiten Serie, welche im nächsten Monat beendigt ist, und mit dem Werke:

de l'Allemagne par Mme. de Staël

schließt, wird solche unverlangt als Fortsetzung zugesandt werden.

Stuttgart, im Juli 1830.

Redaction der Collection.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart sind so eben folgende, höchst interessante Werke erschienen:

Denkwürdigkeiten

von

Sir Hudson Lowe

über

Napoleons Gefangenschaft und Tod.

Aus dem Franz. 2 Bde., 480 Seiten, auf Velinpapier. Elegant geb. fl. 4. 30 kr. — Thlr. 3.

Kein Werk über Napoleon kommt dem Gegenwärtigen gleich; wer konnte auch so gediegene Wahrheiten, wer so neue Aufschlüsse über den großen Mann geben, als sein Kerkermeister, sein Mörder! Alle französische Blätter haben sich, wenn auch alle daran zweifeln, daß Hudson Lowe selbst diese Schilderung seiner Schmach entworfen habe, doch einstimmig dahin ausgesprochen, daß der Inhalt dieses Memorials reine Wahrheit enthalte, und daß wir in demselben das

Interessanteste über Napoleons letzte Lebensperiode, ausgestattet mit einer Menge neuer Aufschlüsse und Charakterzüge, erhalten.

Möge dieß Urtheil durch die Freunde des großen Unglücklichen bestätigt werden!

Der Verleger hat durch die äußere Ausstattung jedem billigen Wunsche zu genügen gesucht.

MÉMOIRES

DE

M. DE BOURRIENNE,

SUR

NAPOLÉON etc.

11 Vol. complet. Velinpap. Eleg. broch.
Prän. Preis. fl. 11. — Thlr. 8. 6 gr.

Am ersten August tritt der Ladenpreis für 10 Bände mit fl. 15. — Thlr. 10 unabänderlich ein; die Ausgabe auf ord. Druckpapier kostet von da an fl. 11. — Thlr. 8. 6 gr.

Anweisung, practische,
zur Verfertigung der vorzüglichsten Polituren und Lackfirnisse, für Schreiner, Dreher, Flaschner und Weißbinder bearbeitet. Nebst einem Anhange, Politur auf Marmorstein zu bearbeiten, und Kupferstiche auf Holz, Glas und Metall abzuziehen. A. d. Engl. übers. 2te verbess. Aufl. brosch. 6 gr. — 27 kr.

Sachkenner empfehlen dieses Werkchen als sehr vorzüglich, indem alles darin Enthaltene von ausgezeichneter Brauchbarkeit ist.

Löwenfeld, Ph.,

32 erprobte Mittel. 8. brosch. versiegelt. 9 gr. sächs. 36 kr. rhein.

Inhalt: 1) Mittel, den Frost an den Gliedern zu heilen. 2) Für alle Frostschäden. 3) Ein Mittel wider die Flecken. 4) Gegen Sommersprossen. 5) Leberflecken zu vertreiben. 6) Mittel wider den Magenkrampf. 7) Mittel gegen Hühneraugen. 8) Mittel wider die Uebelkeit beim Fahren der Kinder und ältern Personen. 9) Anweisung, Opodeldoc zu machen. 10) Für Zahnweh. 11) Mittel gegen Zahnschmerzen. 12) Mittel gegen hohle Zähne, von Dr. Händel in Mainz mitgetheilt. 13) Zahnpulver. 14) Zahnpulver, welches alle Wochen nur zweimal zu gebrauchen ist. 15) Zahn-Latwerge. 16) Zahn-Tinctur. 17) Königs-Rauchpulver. 18) Von Mandeln weiße Lebkuchen zu machen. 19) Brandabhaltender Anstrich an den Häusern. 20) Flecken-Kugeln, welche Flecken aus den halbseidenen, wollenen und Tuchkleidern von Urin, Kalk, Tinte, Citronen, Wein und andern Flecken reinigen. 21) Pommade, die den Kindern die Haare blond erhält. 22) Pommade für rothe Haare. 23) Pommade für die Leberflecken. 24) Mittel, den Wurm an den Fingern zu vertreiben. 25) Unzerstörliche Tinte. 26) Rezept, die spanische Lebens-Essenz gut und gerecht zu machen. 27) Wirkung der Lebens-Essenz. 28) Rezept, das englische Pflaster zu machen und seine Wirkung. 29) Kropf-Pulver. 30) Tinten-Pulver zu verfertigen. 31) Ein Mittel, die Haare um den Mund und an dem Kinn zu vertreiben. 32) Den ächten sächsischen Seifengeist zu machen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantheon eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas

Bd.: 19

Stuttgart 1830

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5218 -19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261358-2